

# Schopenhauer und Goethe

Biographische und philosophische  
Perspektiven

Daniel Schubbe, Søren R. Fauth (Hg.)





Daniel Schubbe, Søren R. Fauth (Hg.)

# **Schopenhauer und Goethe**

Biographische und philosophische  
Perspektiven

Meiner

Gedruckt mit freundlicher Unterstützung des  
*Dänischen Forschungsrates für Kommunikation und Kultur.*

Bibliographische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der  
Deutschen Nationalbibliographie; detaillierte bibliographische  
Daten sind im Internet über <http://portal.dnb.de> abrufbar.

ISBN 978-3-7873-3008-9

ISBN eBook: 978-3-7873-3009-6

© Felix Meiner Verlag Hamburg 2016. Alle Rechte vorbehalten. Dies gilt auch für Vervielfältigungen, Übertragungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen, soweit es nicht §§ 53 und 54 URG ausdrücklich gestatten. Satz: Type & Buch Kusel, Hamburg. Druck und Bindung: Druckhaus Nomos, Sinzheim. Werkdruckpapier: alterungsbeständig nach ANSI-Norm resp. DIN-ISO 9706, hergestellt aus 100% chlorfrei gebleichtem Zellstoff. Printed in Germany.

# Inhalt

|               |   |
|---------------|---|
| Vorwort ..... | 9 |
|---------------|---|

*Daniel Schubbe*

|  |    |
|--|----|
| »Gegengewicht im Zeitgeist«. Schopenhauer, Goethe und die Polarität des Denkens: Zur Einleitung des Bandes ..... | 11 |
|--|----|

## I. Biographische, werk- und kulturhistorische Aspekte

*Robert Zimmer*

|   |    |
|---|----|
| Baccalaureus und der Einzige. Schopenhauer und Goethe: Die Geschichte einer Begegnung ..... | 29 |
|---|----|

*Thomas Regehly*

|   |    |
|---|----|
| ›Licht aus dem Osten‹. Wechsellektüren im Zeichen des <i>Westöstlichen Divans</i> und anderer Werke Goethes und Schopenhauers ..... | 59 |
|---|----|

*Rolf Selbmann*

|  |    |
|--|----|
| Schräge Blicke. Schopenhauers indirekte Goethe-Bilder .... | 98 |
|--|----|

## II. Erkenntnis, Wissenschaft und Sprache

*Brigitte Scheer*

|  |     |
|--|-----|
| Goethes und Schopenhauers Ansichten vom Verhältnis zwischen Wissenschaft und Kunst ..... | 119 |
|--|-----|

*Sascha Dümig*

|  |     |
|--|-----|
| Lebendiges Wort? Schopenhauers und Goethes Anschauungen von Sprache im Vergleich ..... | 150 |
|--|-----|

*Steffen W. Lange*

|  |     |
|--|-----|
| Goethe und Schopenhauer. Wissenschaftliche Erkenntnis durch Metapher, Ähnlichkeit und Analogie ..... | 184 |
|--|-----|

*Alexander Roth*

Das Dynamische der Erkenntnis. Goethe, Schopenhauer  
und die Anfänge der Lebensphilosophie ..... 199

### III. Naturphilosophie und Evolutionstheorie

*Manja Kisner*

In der Anschauung liegt die Wahrheit. Eine Analyse von  
Schopenhauers Intellektualität der Anschauung in ihrem  
Bezug zu Goethes Naturlehre ..... 223

*Jens Lemanski*

Die ›Evolutionstheorien‹ Goethes und Schopenhauers.  
Eine kritische Aufarbeitung des wissenschaftsgeschichtlichen  
Forschungsstandes ..... 247

### IV. Ästhetik, Literatur und Musik

*Barbara Neymeyr*

Das »Labyrinth des Lebens« im Spiegel der Literatur.  
Zur exemplarischen Funktion der *Faust*-Tragödie und  
anderer Werke Goethes in Schopenhauers Ästhetik  
und Willensmetaphysik ..... 299

*Helmut Schanze*

»Sie steht ganz abgesondert von allen andern«. Musik und  
die ›Schönen Künste‹ bei Goethe und Schopenhauer ..... 336

### V. Farbenlehre

*Niklas Sommer*

Der physiologische Idealismus. Die Apologie der Farbenlehre 351

*Theda Rehbock*

Hat Schopenhauer Goethes Farbenlehre verstanden? ..... 371

## VI. Ethik und Moral

*Heinz Gerd Ingenkamp*

Goethe und Schopenhauer zu Moral und Ethik ..... 409

*Søren R. Fauth, Børge Kristiansen*

Zum Verhältnis von Goethes »Urworte. Orphisch« und  
Schopenhauers Charakterologie ..... 437

Zitierweise der Werke Schopenhauers und Goethes ..... 475

Auswahlbibliographie ..... 478

Zu den Autorinnen und Autoren ..... 484



## Vorwort

Der vorliegende Band geht auf die Tagung ›Schopenhauer und Goethe‹ zurück, die vom 4. bis 6. September 2014 im Goethe-Nationalmuseum in Weimar stattfand. Die Tagung wurde von Søren R. Fauth und Daniel Schubbe unter Beteiligung der *Goethe-Gesellschaft in Weimar* und der *Schopenhauer-Gesellschaft* organisiert. Den Erfolg der Tagung verdanken wir auch vielen Helferinnen und Helfern. Unser herzlicher Dank gilt Lore Hühn, Martina Koniczek, Petra Oberhauser, Judith Werntgen-Schmidt, Jochen Golz, Matthias Koßler und Thomas Regehly.

Die vielen Diskussionen auf der Tagung haben gezeigt, dass das biographische und thematische Verhältnis zwischen Schopenhauer und Goethe vielschichtig ist und es neben den erfolgten auch viele ›verpasste Gespräche‹ zwischen beiden gibt, die wichtige Anknüpfungspunkte für ein besseres Verständnis dieser Denker und ihrer ideengeschichtlichen Rolle bieten. Daher haben wir uns entschieden, die auf der Tagung gehaltenen Vorträge systematisch zu ergänzen. Unsere weiteren Einladungen haben dankenswerterweise Heinz Gerd Ingenkamp, Barbara Neymeyr, Thomas Regehly, Brigitte Scheer und Robert Zimmer angenommen. Auch der Beitrag von Søren R. Fauth und Børge Kristiansen wurde zusätzlich aufgenommen. Allen Autorinnen und Autoren danken wir herzlich für ihre Mühe und ihr Engagement. Ein besonderer Dank gilt auch Peter Wasmus. Er hat mit großer Akribie und beeindruckendem Elan an der Korrektur der Beiträge mitgewirkt.

Für die Finanzierung der Tagung danken wir der *FernUniversität in Hagen* und dem *Dänischen Forschungsrat für Kommunikation und Kultur*, der auch den Druck dieses Bandes unterstützt hat. Zudem danken wir dem *Meiner Verlag* für das Interesse an dem Band und Marcel Simon-Gadhof für das engagierte Lektorat.

Århus und Münster im Juni 2016

Søren R. Fauth  
Daniel Schubbe



## »Gegengewicht im Zeitgeist«

Schopenhauer, Goethe und die Polarität des Denkens:  
Zur Einleitung des Bandes

### 1. Denken im Zeichen von Anschauung, Standpunktwechsel und Polarität

Schopenhauer wäre nicht Schopenhauer, wenn sein Umgang mit der lange auf sich warten lassenden Wertschätzung seines Werkes durch die Zeitgenossen seine Spitze in einer resignierten Selbstkritik gefunden hätte. Stattdessen reagiert er mit einem gesteigerten Selbstbewusstsein, das ihn der Zeitgenossenschaft enthebt – die Nichtbeachtung wird durch das Unvermögen der anderen verwunden:

Nur dürfen meine Zeitgenossen nicht glauben, daß ich jetzt für sie arbeite: wir haben nichts miteinander zu thun; wir kennen einander nicht; wir gehen fremd aneinander vorüber. – Ich schreibe für die Einzelnen, mir Gleichen, die hie und da im Lauf der Zeit leben und denken, nur durch die zurückgelaßnen Werke mit einander kommunizieren, und dadurch Einer der Trost des Andern sind.<sup>1</sup>

Sosehr er sich aber auch im überzeitlichen Gespräch mit den Großen der Ideengeschichte sieht, es gibt die wenigen zeitgenössischen Gesprächspartner, deren Umgang Schopenhauer sich wert ist – Goethe gehört zu diesen:

Mein ganzes Leben hindurch habe ich mich schrecklich einsam gefühlt und stets aus tiefer Brust geseufzt: »Jetzt gib mir einen Menschen!« Vergebens. [...] nichts als elende Wichte, von beschränktem Kopf, schlechtem Herzen, niedrigem Sinn habe ich gefunden; Goethe, Fernow, allenfalls F. A. Wolf und wenige Andere ausgenommen [...].<sup>2</sup>

<sup>1</sup> HN IV (1), S. 150.

<sup>2</sup> HN IV (2), S. 117.

So schreibt Schopenhauer noch um 1831, zu einer Zeit, als beide schon weit aus dem »Gesichte«<sup>3</sup> des anderen verschwunden sind. Die gemeinsamen Gespräche zwischen Goethe und Schopenhauer haben sich indessen eher zu einer verpassten Gelegenheit entwickelt, wenn auch eine, die Schopenhauer in seinem Lebenslauf »zu den erfreulichsten und glücklichsten Ereignissen meines Lebens«<sup>4</sup> zählt. Manchmal stehen einer Begegnung nicht nur Umstände oder Charaktere entgegen, sondern auch Themen, die sich derart in den Mittelpunkt schieben, dass anderes in den Hintergrund tritt. Obgleich »die Unterhaltung keineswegs auf Fragen, welche die Farbenlehre betrafen, beschränkt [blieb], sondern unsere Gespräche [...] auf alle möglichen philosophischen Gegenstände gelenkt«<sup>5</sup> wurden, war es bei Goethe und Schopenhauer die Farbenlehre, die ein intensives Arbeiten ermöglichte, aber eben auch verunmöglichte, gleichsam überschattete und eine regelrechte Entzweiung zur Folge hatte: In der Auseinandersetzung über die Farbenlehre war der Keim der Trennung angelegt, wenn vielleicht für Goethe zwingender als für Schopenhauer, dessen Werben um Anerkennung ja bekanntlich noch eine Weile andauerte und schließlich eher deprimiert endete.

Die Farbenlehre ist es schließlich auch, die in der Forschung das Interesse am Thema ›Schopenhauer und Goethe‹ dominiert. In systematischer Hinsicht greift der Blick auf die Farbenlehre jedoch zu kurz. Goethe ist in Schopenhauers Werk vielfach präsent, eben nicht nur in Bezug auf die Farbenlehre. Dabei ist es aber mehr als fraglich, welche Rolle Goethe für Schopenhauers Philosophie spielt. Schopenhauer zitiert ihn häufig, nimmt häufig auf ihn Bezug, aber dennoch scheint Goethe – anders als beispielsweise Kant – keine klare Rolle in der Entwicklung und Ausgestaltung der Schopenhauer'schen Philosophie zu haben. Goethe kommt in der Reihe derer, die Scho-

<sup>3</sup> Goethe: *Tag- und Jahres-Hefte*, WA I/36, S. 112: »Dr. Schopenhauer trat als wohlwollender Freund an meine Seite. Wir verhandelten manches übereinstimmend mit einander, doch ließ sich zuletzt eine gewisse Scheidung nicht vermeiden, wie wenn zwei Freunde, die bisher mit einander gegangen, sich die Hand geben, der eine jedoch nach Norden, der andere nach Süden will, da sie denn sehr schnell einander aus dem Gesichte kommen.«

<sup>4</sup> BmG, S. 57.

<sup>5</sup> Ebd., S. 58. Zur Vielfältigkeit der Bezüge zwischen Schopenhauer und Goethe vgl. auch Arthur Hübscher: *Denker gegen den Strom*, Kap. 3.

penhauer als Voraussetzung für ein angemessenes Verständnis seines Werks aufführt (so die »Hauptschriften Kant's«, die »Schule des göttlichen Platon« und die »Wohlthat der Veda's«<sup>6</sup>) nicht vor. Es überrascht daher nicht, dass die Schopenhauer-Forschung Goethe, wenn auch nicht übersehen, so doch stiefmütterlich behandelt hat; allerdings hat diese Nicht-Beachtung Tendenzen verstärkt, die daran gewöhnt haben, Schopenhauers Philosophie allzu sehr durch die Brille der Genannten zu lesen, und damit schließlich zu nicht unbeachtlichen Einseitigkeiten und Schattenseiten im Verständnis der Philosophie Schopenhauers geführt haben.

Wie dem auch sei, es ist nicht zu übersehen, dass Goethe für Schopenhauer eine geradezu epochale Rolle spielt. Schon 1810 schreibt er:

Wäre nicht mit Kant zu gleicher Zeit Goethe der Welt gesandt, gleichsam um ihm das Gegengewicht im Zeitgeist zu halten, so hätte jener auf manchem strebenden Gemüt wie ein Alp gelegen und es unter großer Qual niedergedrückt, jetzt aber wirken beide aus entgegengesetzten Richtungen unendlich wohlthätig und werden den deutschen Geist vielleicht zu einer Höhe heben, die selbst das Alterthum übersteigt.<sup>7</sup>

Diese Textstelle gibt einen Hinweis auf die Bedeutung Goethes in Schopenhauers Denken. Nach Schopenhauer hebt Goethe aus entgegengesetzter Richtung eine Einseitigkeit auf, die durch Kant gegeben ist. Doch was soll Goethe kompensieren? Ein paar Zeilen vorher heißt es: »Es ist vielleicht der beste Ausdruck für Kants Mängel, wenn man sagt: er hat die Kontemplation nicht gekannt.«<sup>8</sup> Dieser Ausdruck aus dem Jahr 1810 sollte nicht vorschnell von den bekannten Ausführungen und Bestimmungen der Kontemplation in *Die Welt als Wille und Vorstellung* aus gelesen werden; vieles ist zu dieser Zeit noch im Entstehen begriffen. Doch zeigt der Verweis, dass Schopenhauer auf der Suche nach Erkenntnisformen ist, die das transzendental-analytische Instrumentarium erweitern. In diesem Zusammenhang experimentiert er schließlich mit verschiedenen Begriffen wie beispielsweise dem ›besseren Bewusstsein‹ (als

<sup>6</sup> W I (Lü), S. 10 f.

<sup>7</sup> HN I, S. 13.

<sup>8</sup> Ebd.

Gegenbegriff zum ›empirischen Bewusstsein‹) oder dem ›wahren Kritizismus‹, der lehrt, dass »der Verstand die bedingte, das bessere Bewußtseyn aber (und nicht jener) die absolute Erkenntnißweise ist.«<sup>9</sup> Schopenhauer arbeitet daran, eine Betrachtungsart zu gewinnen, die die von Kant vorgestellte Methode des Philosophierens übersteigt, ohne jedoch in schulmetaphysische Dogmatismen zurückzufallen.<sup>10</sup>

Auch Goethe scheint diese Einschätzung zu teilen. Am 17. Februar 1829 äußert er in Bezug auf die kantische Philosophie:

*Kant hat die Kritik der reinen Vernunft geschrieben, womit unendlich viel geschehen, aber der Kreis nicht abgeschlossen ist. Jetzt müßte ein Fähiger, ein Bedeutender, die Kritik der Sinne und des Menschenverstandes schreiben [...].*<sup>11</sup>

»Kontemplation«, »Kritik der Sinne« – diese Ausdrücke zeigen schon in die Richtung einer gemeinsamen Orientierung zwischen Goethe und Schopenhauer: die Betonung einer »verständigen Anschauung gegen die vom Zeitgeist favorisierte Vernunftreflexion«<sup>12</sup> – wie es Rüdiger Safranski ausdrückt. Die Betonung der Anschauung hält Safranski somit auch für einen Aspekt, den Goethe bei der Lektüre von Schopenhauers Dissertation *Ueber die vierfache Wurzel des Satzes vom zureichenden Grunde* angesprochen haben dürfte.<sup>13</sup> Die Betonung der Anschauung ist für Schopenhauer schließlich auch methodologisch ein Abgrenzungskriterium gegenüber Kant:

Daher ist ihm [Kant; D.S.] die Philosophie eine Wissenschaft *aus* Begriffen, mir eine Wissenschaft *in* Begriffen, aus der anschaulichen Erkenntniß, der alleinigen Quelle aller Evidenz, geschöpft und in allgemeine Begriffe gefaßt und fixirt.<sup>14</sup>

<sup>9</sup> HN II, S. 268.

<sup>10</sup> Vgl. Friedhelm Decher: Das »bessere Bewußtsein«; Daniel Schubbe: *Philosophie des Zwischenen*, S. 71–76.

<sup>11</sup> Johann Peter Eckermann: *Gespräche mit Goethe*, 17.2.1829, FA II/12, S. 310 f. Vgl. zum Verhältnis von Goethe und Kant u. a. auch Werner Lambrecht: *Anschauende und begriffliche Erkenntnis*; Eckart Förster: *Die 25 Jahre der Philosophie*, S. 253 ff.

<sup>12</sup> Rüdiger Safranski: *Schopenhauer*, S. 266.

<sup>13</sup> Vgl. ebd.; s. auch den Beitrag von Manja Kisner in diesem Band.

<sup>14</sup> W I (Lü), S. 577 (Hervorhebung im Original).

Eine unmittelbare, intuitive Erkenntnis wird hier leitend, deren Erfassen Schopenhauer mit dem Kniff beschreibt,

das lebhafteste Anschauen oder das tiefste Empfinden, wann die gute Stunde es herbeigeführt hat, plötzlich und im selben Moment mit der kältesten abstrakten Reflexion zu übergießen und es dadurch erstarrt aufzubewahren. Also ein hoher Grad von Besonnenheit.<sup>15</sup>

Auch Goethe, der es ebenfalls durchaus kennt, die »Phänomene zu erhaschen«,<sup>16</sup> sieht seine Methode treffend gekennzeichnet, wenn das anschauliche Moment betont wird:

Herr Dr. Heinroth in seiner Anthropologie [...] spricht von meinem Wesen und Wirken günstig, ja er bezeichnet meine Verfahrensart als eine eigenthümliche: daß nämlich mein Denkvermögen gegenständlich thätig sei, womit er aussprechen will: daß mein Denken sich von den Gegenständen nicht sondere; daß die Elemente der Gegenstände, die Anschauungen in dasselbe eingehen und von ihm auf das innigste durchdrungen werden; *daß mein Anschauen selbst ein Denken, mein Denken ein Anschauen sei*; welchem Verfahren genannter Freund seinen Beifall nicht versagen will.<sup>17</sup>

Ob der Begriff der Anschauung aber von Goethe und Schopenhauer in gleichem Sinne verstanden wird, lässt sich indessen durchaus bezweifeln.<sup>18</sup> Vielleicht ist es daher angemessener, die diesbezügliche Verbindung darin zu suchen, dass beide einem phänomenbasierten Ansatz folgen. So heißt es bei Schopenhauer:

Man ist fast immer der Meinung gewesen *die Aufgabe der Philosophie sey etwas tief Verborgenes* zu finden das von der Welt verschieden und von ihr bedeckt und beschattet sei. [...] Vielmehr ist es uns jetzt

<sup>15</sup> HN IV (1), S. 59.

<sup>16</sup> Goethe an F. H. Jacobi, 29. 12. 1794, WA IV/10, S. 219.

<sup>17</sup> Goethe: Bedeutende Förderniß durch ein einziges geistreiches Wort, WA II/11, S. 58 (Hervorhebung D. S.).

<sup>18</sup> Vgl. z. B. Robert Zimmer: *Arthur Schopenhauer*, S. 97 f.: »Dass er [Goethe; D. S.] sich ausgerechnet durch die Bedeutung des Begriffs ›Anschauung‹ in Arthurs Arbeit angezogen gefühlt hat, mag ein Missverständnis gewesen sein. Für Goethe bedeutete ›Anschauung‹, sich dem objektiven Reichtum der Welt zu öffnen. Für Schopenhauer bezeichnet sie die vom Verstand erzeugte, räumlich, zeitlich und kausal strukturierte ›Vorstellung‹, die Art also, wie die Welt uns durch unsere Anschauungsweise als Objekt ›erscheint.«

offenbar daß die Welt nicht ein großes X für ein U ist, nicht ein großer Taschenspielerstreich, daß nicht etwas zu suchen sei das dahinter steckt; sondern daß der Charakter der Welt durchaus Ehrlichkeit ist, daß sie selbst das ist wofür sie sich giebt, und daß wir um alle Offenbarung zu erlangen nichts brauchen als zu merken auf das was vor uns ist und die Welt wohl ins Auge zu fassen.<sup>19</sup>

Goethe formuliert pointiert: »Man suche nur nichts hinter den Phänomenen: sie selbst sind die Lehre.«<sup>20</sup>

Das Gespräch zwischen Schopenhauer und Goethe ist insofern auch von Bedeutung, als es eben – mit den bereits zitierten Worten Schopenhauers – als »Gegengewicht im Zeitgeist« zu lesen ist und damit auch einen Teil der methodologischen Diskussion um die Philosophie und Wissenschaften im 19. Jahrhundert bildet. Da die methodologischen Fragen sowie eine Analyse des Anschauungsbegriffs in diesem Band vielfach zur Sprache kommen, möchte ich hier den Blick diesbezüglich erweitern, denn Schopenhauers Gegenüberstellung von Kant und Goethe zur Kompensation ihrer jeweiligen Einseitigkeit im oben angeführten Zitat eröffnet noch eine andere Perspektive: Die damit genannte, jeweilige Korrektur aus entgegengesetzter Richtung ist ihrerseits nämlich eine Denkfigur, die sich durch das Werk Schopenhauers wie ein roter Faden zieht. Explizit formuliert findet sich diese Figur beispielsweise im zweiten Band der *Parerga und Paralipomena*:

Jedes angeblich voraussetzungslose Verfahren in der Philosophie ist Windbeutelerei: denn immer muß man irgend etwas als gegeben ansehen, um davon auszugehen. Dies nämlich besagt das  $\delta\omicron\varsigma \mu\omicron\iota \pi\omicron\upsilon \sigma\tau\omega$ , welches die unumgängliche Bedingung jedes menschlichen Thuns, selbst des Philosophirens, ist; weil wir geistig so wenig, wie körperlich, im freien Aether schweben können. Ein solcher Ausgangspunkt des Philosophirens, ein solches einstweilen als gegeben Genommenes, muß aber nachmals wieder kompensirt und gerechtfertigt werden. [...] Um nun also die hierin begangene Willkürlichkeit wieder auszugleichen und die Voraussetzung zu rektificiren, muß man nachher den Standpunkt wechseln, und auf den entgegengesetzten treten, von welchem aus man nun das Anfangs als gegeben Genommene, in

<sup>19</sup> HNI, S. 115 f. (Hervorhebung im Original).

<sup>20</sup> Goethe: *Maximen und Reflexionen*, Nr. 488, HA 12, S. 432.

einem ergänzenden Philosophem wieder ableitet: sic res accendunt lumina rebus.<sup>21</sup>

Dieser methodische Standpunktwechsel, den Volker Spierling als erster entschieden zur Grundlage einer Schopenhauer-Auslegung gemacht hat,<sup>22</sup> ermöglicht es, die vielen gegenläufigen Tendenzen, ja oftmals geradezu widersprüchlichen Gedankenläufe in Schopenhauers Werk, die oft auch Stein des Anstoßes gewesen sind und zur Ablehnung geführt haben, auszuarbeiten und aufeinander zu beziehen.<sup>23</sup> Schopenhauers Werk liegt insgesamt eine polare Struktur zu Grunde, die sich u. a. in den vier Büchern der *Welt als Wille und Vorstellung* in jeweils einer Beziehungsstruktur widerspiegelt: Im ersten Buch ist dies die *Korrelation* zwischen Subjekt und Objekt, im zweiten die *Analogie* zwischen Leiberfahrung und Naturauslegung, im dritten die *Kontemplation* zwischen dem reinen Subjekt des Erkennens und der Idee, im vierten das *Mitleid* zwischen Mitleidendem und Leidendem. Die Methode des Standpunktwechsels führt innerhalb dieser polaren Struktur schließlich zu aporetischen Verstrickungen, die eine der Herausforderungen für eine angemessene Deutung des Schopenhauer'schen Werkes darstellen.<sup>24</sup>

Bei Goethe findet sich nun eine ähnliche Figur, denn auch er versteht ›Polarität‹ als entscheidendes Prinzip der Natur und Naturbetrachtung:<sup>25</sup> Goethes Denken ist somit nicht nur für Schopenhauer der ›Standpunktwechsel‹ zu einer kantischen Form des

<sup>21</sup> P II (Lü), S. 39.

<sup>22</sup> Vgl. z. B. Volker Spierling: *Arthur Schopenhauer*, S. 223–240. Eine Aufnahme und Ausgestaltung dieser ›Methode‹ zu einer ›Philosophie des Zwischen‹ findet sich in Daniel Schubbe: *Philosophie des Zwischen*.

<sup>23</sup> Vgl. Volker Spierling: *Arthur Schopenhauer*, S. 223–240; Daniel Schubbe: *Philosophie des Zwischen*, Kap. 1 und 2.

<sup>24</sup> Vgl. Jens Lemanski/Daniel Schubbe: Art. »Konzeptionelle Probleme und Interpretationsansätze der *Welt als Wille und Vorstellung*«, S. 41 f.

<sup>25</sup> In einem Brief Goethes an Schweigger fällt sogar der Begriff »Weltanschauung«: »Seit unser vortrefflicher Kant mit dürren Worten sagt: es lasse sich keine Materie ohne Anziehen und Abstoßen denken, (das heißt doch wohl, nicht ohne Polarität,) bin ich sehr beruhigt, unter dieser Autorität meine Weltanschauung fortsetzen zu können, nach meinen frühesten Überzeugungen, an denen ich niemals irre geworden bin.« (Goethe an Schweigger, 25. 4. 1814, WA IV/24, S. 227.)

Denkens, sondern überhaupt ein Gesprächspartner für ein Denken in Spannungen. Goethe gibt dafür eine Liste:

Dualität der Erscheinung als Gegensatz: / Wir und die Gegenstände, / Licht und Finsterniß, / Leib und Seele, / Zwei Seelen, / Geist und Materie, / Gott und die Welt, / Gedanke und Ausdehnung, / Ideales und Reales, / Sinnlichkeit und Vernunft, / Phantasie und Verstand. / Sein und Sehnsucht. / Zwei Körperhälften, / Rechts und links, / Atemholen. / Physische Erfahrung: / Magnet. / [...]. Was in die Erscheinung tritt, muß sich trennen, um nur zu erscheinen. Das Getrennte sucht sich wieder, und es kann sich wieder finden und vereinigen; im niedern Sinne, indem es sich nur mit seinem Entgegengestellten vermischt, mit demselben zusammentritt, wobei die Erscheinung Null oder wenigstens gleichgültig wird. Die Vereinigung kann aber auch im höhern Sinne geschehen, indem das Getrennte sich zuerst steigert und durch die Verbindung der gesteigerten Seiten ein Drittes, Neues, Höheres, Unerwartetes hervorbringt.<sup>26</sup>

Das Thema ›Polarität‹ hat auch in den persönlichen Gesprächen Goethes und Schopenhauers über die Farbenlehre eine Rolle gespielt,<sup>27</sup> wobei sich in diesem Punkt auch ein Konflikt zeigt, insofern dieser die Polarität auf die »Thätigkeit der Retina«<sup>28</sup> bezieht und eine physiologische, nicht physische Begründung der Farben anstrebt.<sup>29</sup> In diese Richtung scheint auch Schopenhauers Erstaunen über Goethes Realismus einzuschwenken: »Aber dieser Goethe [...] war so ganz *Realist*, daß es ihm durchaus nicht zu Sinne wollte, daß die *Objekte* als solche nur da seien, insofern sie von dem erkennenden Subjekt *vorgestellt* werden.«<sup>30</sup> Allerdings dürfte die Aufteilung der jeweiligen Positionen – hier Schopenhauer als Idealist, dort Goethe als Realist – selbst durchaus einigen (Selbst-)Miss-

<sup>26</sup> Goethe: [Polarität], WA II/11, S. 164 ff.

<sup>27</sup> Vgl. die Briefe von Schopenhauer an Goethe vom 16. 9. 1815 (BmG, S. 13) und 11. 11. 1815 (BmG, S. 19 f.).

<sup>28</sup> F (Lü), S. 677.

<sup>29</sup> Vgl. auch Arthur Hübscher: *Denker gegen den Strom*, S. 70; Ludger Lütkehaus: *Wer/Wen das Licht sieht ...*, S. 88: »Schopenhauers ›Polarität‹ erweist sich demgemäß als ausschließlich interne, subjektive Polarität, nicht als spannungsvolles, Steigerung ermöglichendes objektiv-subjektives Zusammenspiel von Empfindung und Empfundem, Farbe und Auge, Licht und Finsternis.«

<sup>30</sup> Gespr, S. 31 (Hervorhebung im Original).

verständnissen geschuldet sein. Bei Schopenhauer zeigt sich dies beispielsweise darin, dass seine Philosophie im Sinne des Standpunktwechsels durchaus realistisch-materialistische ›Kompensationen‹ eines idealistischen Standpunktes kennt,<sup>31</sup> bei Goethe darin, dass das Anschauen der Phänomene kein bloßes Registrieren eines Vorhandenen ist, sondern durchaus mit theoretischen Konzepten verbunden ist:

Jedes Ansehen geht über in ein Betrachten, jedes Betrachten in ein Sinnen, jedes Sinnen in ein Verknüpfen, und so kann man sagen, daß wir schon bei jedem aufmerksamen Blick in die Welt theoretisiren.<sup>32</sup>

Dass sich in dieser Verbindung durchaus eine methodologische Herausforderung verbirgt, zeigt u. a. der kleine Disput Goethes mit Schiller in Bezug auf die Metamorphose der Pflanzen, den Goethe wie folgt schildert:

Ich erwiderte darauf, daß [...] es doch wohl noch eine andere Weise geben könne, die Natur nicht gesondert und vereinzelt vorzunehmen, sondern sie wirkend und lebendig, aus dem Ganzen in die Theile strebend darzustellen. Er [Schiller; D.S.] wünschte hierüber aufgeklärt

<sup>31</sup> Vgl. u. a. den ›Subjekt-Materie-Dialog‹ in W II (Lü), S. 27 ff.; Volker Spierling: *Schopenhauers transzendentalidealistisches Selbstmißverständnis*.

<sup>32</sup> Goethe: *Zur Farbenlehre. Didaktischer Theil*, WA II/1, S. XII; vgl. auch *Maximen und Reflexionen*, Nr. 725, HA 12, S. 467: »Wir wissen von keiner Welt als im Bezug auf den Menschen [...]«; und »Einwirkung der neuern Philosophie«, WA II/11, S. 48 f.: »Kants Kritik der reinen Vernunft war schon längst erschienen, sie lag aber völlig außerhalb meines Kreises. Ich wohnte jedoch manchem Gespräch darüber bei, und mit einiger Aufmerksamkeit konnte ich bemerken, daß die alte Hauptfrage sich erneure, wie viel unser Selbst und wie viel die Außenwelt zu unserm geistigen Dasein beitrage. Ich hatte beide niemals gesondert, und wenn ich nach meiner Weise über Gegenstände philosophirte, so that ich es mit unbewußter Naivetät und glaubte wirklich ich sähe meine Meinungen vor Augen. Sobald aber jener Streit zur Sprache kam, mochte ich mich gern auf diejenige Seite stellen welche dem Menschen am meisten Ehre macht, und gab allen Freunden vollkommen Beifall, die mit Kant behaupteten: wenn gleich alle unsere Erkenntniß mit der Erfahrung angehe, so entspringe sie darum doch nicht eben alle aus der Erfahrung. Die Erkenntnisse a priori ließ ich mir auch gefallen, so wie die synthetischen Urtheile a priori: denn hatte ich doch in meinem ganzen Leben, dichtend und beobachtend, synthetisch, und dann wieder analytisch verfahren; die Systole und Diastole des menschlichen Geistes war mir, wie ein zweites Athemholen, niemals getrennt, immer pulsirend.«

zu sein, verbarg aber seine Zweifel nicht; er konnte nicht eingestehen, daß ein solches, wie ich behauptete, schon aus der Erfahrung hervorgehe. Wir gelangten zu seinem Hause, das Gespräch lockte mich hinein; da trug ich die Metamorphose der Pflanzen lebhaft vor, und ließ, mit manchen charakteristischen Federstrichen, eine symbolische Pflanze vor seinen Augen entstehen. Er vernahm und schaute das alles mit großer Theilnahme, mit entschiedener Fassungskraft; als ich aber geendet, schüttelte er den Kopf und sagte: »Das ist keine Erfahrung, das ist eine Idee.« Ich stutzte, verdrießlich einigermassen; denn der Punct, der uns trennte, war dadurch auf's strengste bezeichnet. Die Behauptung aus Anmuth und Würde fiel mir wieder ein, der alte Groll wollte sich regen; ich nahm mich aber zusammen und versetzte: »Das kann mir sehr lieb sein, daß ich Ideen habe, ohne es zu wissen, und sie sogar mit Augen sehe.«<sup>33</sup>

Dieser Disput um die Anschaulichkeit der Idee offenbart ein jeweils gänzlich anderes Verständnis von ›Idee‹ und führt zu Goethes ›Urphänomen‹, das eng mit seiner »Methodologie des intuitiven Verstandes«<sup>34</sup> verbunden ist. An dieser Stelle schließt sich die Frage nach Schopenhauers Verständnis der Kontemplation für die Ideenerkenntnis an, zumal die Idee bei ihm unter Rückgriff auf die Phantasie ebenfalls ›anschaulich‹-intuitiv erkannt wird, so dass sich scheinbar für Schopenhauer und Goethe sagen lässt, dass

das in der wirklichen Welt gegebene und mit dem poetischen Sinn wahrgenommene gleichartige Individuelle, das sich unter keinen Allgemeinbegriff subsumieren und sich daher nicht begrifflich zusammenfassen läßt, denkend zusammenschauen [lässt] als demselben Typus angehörig, der sich in dem gleichartigen Mannigfaltigen ausprägt.<sup>35</sup>

Doch zurück zur Frage der Polarität. Es liegt die Frage auf der Hand, ob bei Schopenhauer die Polarität erkenntnistheoretisch, bei Goethe hingegen ontologisch verstanden wird. Dies führte an dieser Stelle im Rahmen einer ›Einleitung‹ aber zu weit; abschließend soll

<sup>33</sup> Goethe: Glückliches Ereigniß, WA II/11, S. 17 f.

<sup>34</sup> Eckart Förster: *Die 25 Jahre der Philosophie*, S. 253 u. ö.; vgl. auch David E. Wellbery: Die goethische Methodologie des intuitiven Verstandes; s. auch den Beitrag von Manja Kisner in diesem Band.

<sup>35</sup> Werner Lambrecht: *Anschauende und begriffliche Erkenntnis*, S. 76; s. auch den Beitrag von Brigitte Scheer in diesem Band.

vielmehr die Frage aufgegriffen werden, wie mit den gegenläufigen Standpunkten auf theoretisch-systematischer Ebene umgegangen werden kann. In einem Brief an Schiller formuliert Goethe folgenden Gedanken:

Weil die Natur von so unerschöpflicher und unergründlicher Art ist, daß man alle Gegensätze und Widersprüche von ihr präzidieren kann, ohne daß sie sich im mindesten dadurch rühren läßt, so haben die Forscher von jeher sich dieser Erlaubnis redlich bedient, und auf eine so scharfsinnige Art die Meinungen gegeneinander gestellt, daß die größte Verwirrung daraus entstand, welche nur durch eine allgemeine Übersicht des Prädikabeln zu heben ist.<sup>36</sup>

Die Frage nach der Vereinigung der unterschiedlichen Perspektiven ist bei Schopenhauer ebenfalls als Problem präsent: Dies ist der Kern der Frage nach dem einen Gedanken, den Schopenhauer angesichts der vielen Standpunktwechsel in *Die Welt als Wille und Vorstellung* zu denken vorgibt: »Was durch dasselbe [Werk; D. S.] mitgeteilt werden soll, ist ein einziger Gedanke.«<sup>37</sup> So prononciert Schopenhauer diesen ›einen Gedanken‹ gleich im zweiten Satz der »Vorrede zur ersten Auflage« auch ins Spiel bringt, die Diskussion darüber, was dieser eine Gedanke sein könnte, ist durchaus offen und hat in der Schopenhauer-Forschung eine lange Tradition.<sup>38</sup> Betont man aber die deskriptive Zusammenstellung der unterschiedlichen Perspektiven im Rahmen einer »vollständige[n] Wiederholung, gleichsam Abspiegelung der Welt in abstrakten Begriffen«,<sup>39</sup> so zeigt sich Schopenhauers Denken nicht als eine transzendentalphilosophische Beschränkung der Reichweite unserer Erkenntnis im Sinne Kants, die schließlich durch eine eigensinnige Metaphysik des Willens überschritten wird, sondern vielmehr als eine Morphologie verschiedener Erkenntnisformen und Mensch-Welt-Beziehungen,<sup>40</sup> die in dem einen Gedanken verbunden sind. Allerdings wird man hier Schopenhauers Verständnis von ›Morphologie‹ als naturwis-

<sup>36</sup> Goethe an Schiller, 17.2.1798, WA IV/13, S. 68 f.

<sup>37</sup> W I (Lü), S. 7.

<sup>38</sup> Vgl. einführend Jens Lemanski/Daniel Schubbe: Art. »Konzeptionelle Probleme und Interpretationsansätze der *Welt als Wille und Vorstellung*«, S. 36 f.

<sup>39</sup> W I (Lü), S. 131.

<sup>40</sup> Vgl. Daniel Schubbe: Formen der (Er-)Kenntnis, S. 361–364.

senschaftliche Teildisziplin, die auf Vorstellungen bezogene »verwandte Gestalten« aufzeigt, die »wenn bloß so betrachtet, gleich unverstandenen Hieroglyphen vor uns stehen«,<sup>41</sup> erweitern müssen. Verknüpft man nicht wie Schopenhauer die morphologische Methode ausschließlich mit der korrelativen Sicht auf die Dinge nach Maßgabe des Satzes vom Grund, so wie sie im ersten Buch der *Welt als Wille und Vorstellung* entfaltet wird, dann bietet sich der Begriff als Kennzeichnung seiner Philosophie durchaus an: Den Beschreibungsebenen möglicher Mensch-Welt-Beziehungen (Korrelation, Analogie, Kontemplation, Mitleid) geht Schopenhauer schließlich ebenfalls in ihren Formen und gegenseitigen Beziehungen deskriptiv nach und betreibt so auf einer Metaebene eine morphologische Zusammenstellung einzelner Erkenntnis- und Erfahrungsdimensionen. Der Goethe'schen Morphologie als Darstellung »Geprägte[r] Form die lebend sich entwickelt«<sup>42</sup> stellt sich so eine philosophische Morphologie zur Seite.

## 2. Zu den Beiträgen des Bandes

Das Verhältnis zwischen Schopenhauer und Goethe ist in der Forschung bislang nur ansatzweise systematisch diskutiert worden. Die hier versammelten Aufsätze, die nicht nur tatsächliche, sondern auch verpasste Gespräche aufzeigen, sollen einen Anfang bieten, dieses Desiderat erstmals aus verschiedenen Perspektiven aufzuarbeiten. Dieser Zielsetzung entsprechend ist der Band in sechs Kapitel gegliedert:

Das erste Kapitel beschäftigt sich mit biographischen und kulturhistorischen Aspekten. So verfolgt *Robert Zimmer* in seinem biographischen Beitrag die Beziehung zwischen Schopenhauer und Goethe über verschiedene Stationen hinweg: Von den persönlichen Begegnungen und wissenschaftlichen Gesprächen über die zunehmende Entzweiung bis hin zu Schopenhauers Einsatz um ein für sein Verständnis angemessenes Goethe-Denkmal. *Thomas Regehly* begibt sich auf die Spuren der »Wechsellektüren« Goethes und

<sup>41</sup> WI I (Lü), S. 147.

<sup>42</sup> Goethe: Urworte. Orphisch, WA I/3, S. 95.

Schopenhauers. Er zeichnet damit nach, wie Schopenhauer und Goethe ihre Werke gegenseitig zur Kenntnis genommen haben. Dadurch entsteht ein vielschichtiges und kritisches Bild von Lektüren und Anknüpfungspunkten. Die Auseinandersetzung um das Goethe-Denkmal stellt *Rolf Selbmann* zusammen mit der Auseinandersetzung um die Farbenlehre in den Mittelpunkt seines Beitrags. Er deckt dabei über »schräge Blicke« (Selbst-)Missverständnisse und Verklärungen auf, die Schopenhauers Goethe-Bild ausmachen.

Das zweite Kapitel thematisiert Fragen der Erkenntnis- und Wissenschaftstheorie sowie der Sprachphilosophie. *Brigitte Scheer* erläutert das Wissenschaftsverständnis Goethes und Schopenhauers sowie die Art und Weise, wie Wissenschaft und Kunst bei beiden ineinander greifen. Dabei zeigt sie auch Anknüpfungspunkte der Auseinandersetzung mit den zeitgenössischen Wissenschaften auf. Schopenhauers und Goethes dezidierte Beschäftigung mit Sprache diskutiert *Sascha Dümig*. Sein Beitrag zeichnet sich insbesondere dadurch aus, dass er die Auffassungen Schopenhauers und Goethes mit Ansätzen beispielsweise von Noam Chomsky und Jerry Fodor vergleicht und dadurch die Aktualität Goethes und Schopenhauers kritisch aufzeigt. *Steffen W. Lange* konzentriert sich auf die wissenschaftstheoretische Rolle von Ähnlichkeitsbeziehungen, Metaphern und Analogien bei Schopenhauer und Goethe. Er verdeutlicht so methodologische Gemeinsamkeiten und Unterschiede in der konkreten wissenschaftlichen Arbeit der beiden Forscher. Dadurch wird es möglich, Schopenhauers und Goethes »intuitives« Denken mit den Objektivitätsforderungen der Wissenschaften zu kontrastieren. Die »dynamischen« Elemente in Schopenhauers und Goethes Erkenntnis- und Wissenschaftstheorie nimmt *Alexander Roth* zum Anlass, die beiden Denker mit Blick auf die Lebensphilosophie zu diskutieren. Aus der Sicht Hans-Georg Gadamers und Henri Bergsons zeigt sich bei Goethe und Schopenhauer eine erfahrungsfundierte Herangehensweise, die eine spezifische Auseinandersetzung mit dem wissenschaftlichen Verständnis von Rationalität ermöglicht.

Das dritte Kapitel steht im Zeichen naturphilosophischer und evolutionstheoretischer Fragestellungen. *Manja Kisner* zeigt in ihrem Beitrag, dass für Schopenhauers Philosophie und Goethes naturtheoretische Studien die Rolle der Anschauung zentral ist. Der

Anschauungsbegriff erlaubt es, die spezifischen Vorgehensweisen Goethes und Schopenhauers zu verdeutlichen, aufeinander zu beziehen, aber auch voneinander abzugrenzen. *Jens Lemanski* widmet sich hingegen der strittigen Frage nach einer Evolutionstheorie im Denken Schopenhauers und Goethes. Sein Beitrag bietet eine ausführliche Darstellung und kritische Auseinandersetzung mit der Forschungsliteratur. Die so erreichte Bilanz des Forschungsstandes dürfte für künftige Behandlungen des Themas unhintergebar sein.

Das vierte Kapitel versammelt Beiträge zur Ästhetik, Dichtung und Musik. Dass Schopenhauer häufig auf literarische Werke zurückgreift, um philosophische Thesen zu untermauern, verdeutlicht der Beitrag von *Barbara Neymeyr*. Sie zeigt das Panorama der Goethe-Bezüge im Denken Schopenhauers auf und veranschaulicht anhand zentraler Werke Goethes wie *Faust*, *Torquato Tasso* und einschlägiger Gedichte die methodologische Verknüpfung zwischen Philosophie und Literatur bei Schopenhauer. *Helmut Schanze* stellt die Musik in den Mittelpunkt seiner Überlegungen. Ausgehend von der herausgehobenen Stellung der Musik in Schopenhauers *Die Welt als Wille und Vorstellung* fragt Schanze nach Goethes Verhältnis zur Musik, insbesondere der Tonlehre, die dieser im Anschluss an seine Farbenlehre im Blick hatte. Es zeigt sich, dass Schopenhauer auch auf diesem Feld eine systematische »Überbietung« formuliert, die Anknüpfungspunkte ergibt.

Das sechste Kapitel umfasst Beiträge über die wohl berühmteste Auseinandersetzung zwischen Schopenhauer und Goethe: die Farbenlehre. Unter Berücksichtigung wissenschafts- und erkenntnistheoretischer Auffassungen Goethes und Schopenhauers entfaltet *Niklas Sommer* die Auseinandersetzung um Goethes Farbenlehre und zeigt, in welchen Punkten die beiden Farbenlehrer schließlich voneinander abweichen mussten. *Theda Rehbock* verschärft die Auseinandersetzung um die Farbenlehre, insofern sie fragt, ob Schopenhauer Goethes Ausführungen überhaupt verstanden habe. Dies ermöglicht ihr, (Selbst-)Missverständnisse der beiden Denker zu entlarven und so einen neuen wissenschaftshistorischen Blick auf die Auseinandersetzung um die Farbenlehre zu gewinnen.

Das siebte Kapitel schließt den Band mit Betrachtungen über Ethik und Moral bei Schopenhauer und Goethe ab. *Heinz Gerd Ingenkamp* vergleicht detailliert die Äußerungen Schopenhauers und

Goethes über Moral und Ethik, indem er die Darstellungsarten, Erkenntnisquellen und Inhalte der diesbezüglichen Auffassungen beleuchtet. Dadurch zeichnet er ein differenziertes Bild der ethischen und moralischen Ansätze des Dichters und des Philosophen. Søren R. Fauth und Borge Kristiansen unternehmen eine wechselseitige Erläuterung von Schopenhauers Charakterlehre, die ein wichtiger Bestandteil seiner »Metaphysik der Sitten« ist, und Goethes Gedichtzyklus »Urworte. Orphisch«. Es zeigt sich, dass dieser Gedichtzyklus und die Überlegungen Schopenhauers zur Charakterlehre geeignet sind, zentrale Motive des jeweils anderen aufzunehmen und zu verdeutlichen, wodurch die gegenseitige Bezugnahme von Philosophie und Dichtung sich einmal mehr als sinnvoll erweist.

## Bibliographie

---

- Decher, Friedhelm: Das »bessere Bewußtsein«. Zur Funktion eines Begriffs in der Genese der Schopenhauerschen Philosophie. In: *Schopenhauer-Jahrbuch* 77 (1996), S. 65–83.
- Förster, Eckart: *Die 25 Jahre der Philosophie. Eine systematische Rekonstruktion*. Frankfurt a. M. 2011. (= *Philosophische Abhandlungen*, Bd. 102)
- Hübscher, Arthur: *Denker gegen den Strom. Schopenhauer: Gestern – Heute – Morgen*. Bonn <sup>3</sup>1987.
- Lambrecht, Werner: Anschauende und begriffliche Erkenntnis. Eine vergleichende erkenntnistheoretische Analyse der Denkweisen Goethes und Kants. In: *Zeitschrift für philosophische Forschung* 10 (1956), S. 63–84.
- Lemanski, Jens / Schubbe, Daniel: Art. »Konzeptionelle Probleme und Interpretationsansätze der *Welt als Wille und Vorstellung*«. In: Daniel Schubbe / Matthias Koßler (Hg.): *Schopenhauer-Handbuch. Leben – Werk – Wirkung*. Stuttgart/Weimar 2014, S. 36–43.
- Ludger Lütkehaus: Wer/Wen das Licht sieht... Die Taten und Leiden der Farbenlehrer. In: Arthur Schopenhauer: *Der Briefwechsel mit Goethe und andere Dokumente zur Farbenlehre*. Hg. von Ludger Lütkehaus. Zürich 1992, S. 79–104.
- Safranski, Rüdiger: *Schopenhauer und Die wilden Jahre der Philosophie. Eine Biographie*. Reinbek bei Hamburg 1990.
- Schubbe, Daniel: *Philosophie des Zwischen. Hermeneutik und Aporetik bei Schopenhauer*. Würzburg 2010. (= *Beiträge zur Philosophie Schopenhauers*, Bd. 9)

- : Formen der (Er-)Kenntnis. Ein morphologischer Blick auf Schopenhauer. In: Günter Götde/Michael B. Buchholz (Hg.): *Der Besen, mit dem die Hexe fliegt. Wissenschaft und Therapeutik des Unbewussten. Bd. 1: Psychologie als Wissenschaft der Komplementarität.* Gießen 2012, S. 359–387.
- Spierling, Volker: *Schopenhauers transzendentalidealistisches Selbstmißverständnis. Prolegomena zu einer vergessenen Dialektik.* München 1977.
- : *Arthur Schopenhauer. Eine Einführung in Leben und Werk.* Leipzig 1998.
- Wellbery, David E.: Die goethische Methodologie des intuitiven Verstandes. In: *Deutsche Zeitschrift für Philosophie* 60 (2012), S. 1003–1010.
- Zimmer, Robert: *Arthur Schopenhauer. Ein philosophischer Weltbürger.* München 2010.

I.

Biographische, werk- und kulturhistorische Aspekte



## Baccalaureus und der Einzige

Schopenhauer und Goethe: Die Geschichte  
einer Begegnung

### 1. Baccalaureus Schopenhauer?

Nicht ganz zu Unrecht hat man jenen Baccalaureus, den Goethe im zweiten Akt des zweiten Teils des *Faust* auftreten lässt, mit dem jungen, frisch promovierten Dr. Schopenhauer in Verbindung gebracht,<sup>1</sup> der sich im Herbst 1813 bei seiner Mutter in Weimar einquartierte: Auf die Bühne tritt der ehemalige »Lockenkopf« mit »Spitzenkragen«, ein bis zur Überheblichkeit selbstbewusster junger Mann, »[e]ntwachsen akademischen Ruten«,<sup>2</sup> der das Haus seines alten Lehrers aufsucht und den Anspruch erhebt, mit der angeblich verrotteten Bildungswelt der älteren Generation aufzuräumen. Mit dem Satz: »Hat einer dreißig Jahr vorüber, / So ist er schon so gut wie tot«<sup>3</sup> reiht er sich in eine ganze Tradition deutscher akademischer Jugendrevolten ein. Doch mehr noch: In dem rhetorisch pompös vorgetragenen Weltschöpferanspruch: »Dies ist der Jugend edelster Beruf! / Die Welt, sie war nicht, eh' ich sie erschuf; / Die Sonne führt' ich aus dem Meer herauf; / Mit mir begann der Mond des Wechsels Lauf«<sup>4</sup> karikiert Goethe einen in Schopenhauers gerade fertig gestellter Dissertation *Ueber die vierfache Wurzel des Satzes vom zureichenden Grunde* vertretenen erkenntnistheoretischen Idealismus, nach der die von uns wahrgenommene Welt lediglich

<sup>1</sup> Einer der Ersten, der diese Verbindung herstellte, war Wilhelm Hertz: Die Baccalaureus-Szene in Goethes ›Faust‹. Erich Trunz zieht in seinem Faust-Kommentar die Verbindung zu den idealistischen Systemen von Fichte, Schelling und Schopenhauer (vgl. Goethe: *Faust*, S. 618). Auch Ludger Lütkehaus hat die ›Baccalaureus-Szene‹ als eines der Dokumente in die Ausgabe des Briefwechsels zwischen Schopenhauer und Goethe aufgenommen (vgl. BmG, S. 51 ff.).

<sup>2</sup> Goethe: *Faust*, S. 206, V. 6724, 6731.

<sup>3</sup> Ebd., S. 208, V. 6788.

<sup>4</sup> Ebd., V. 6796.

›Vorstellung«, also von den Erkenntnisvoraussetzungen des Subjekts abhängig ist. Hier werde, so Goethe in einem Brief an Schopenhauer mit dezenter Ironie, der Neigung Ausdruck verliehen, »die Welt aus dem Subject zu erbauen«<sup>5</sup> – was dem Spinozisten Goethe durchaus suspekt bleiben musste. Auf die Grobheit seines Auftretens hingewiesen, reagiert der Baccalaureus mit der Aussage: »Im Deutschen lügt man, wenn man höflich ist.«<sup>6</sup>

Die verbale, die Unverschämtheit streifende Direktheit des Baccalaureus findet bei dem frisch gebackenen Dr. Schopenhauer durchaus ihr Pendant. Auch der junge, mit blonden Locken ausgestattete Philosoph war wegen seines streitbaren Auftretens und seiner ungeschminkten Wortwahl gefürchtet. Autoritäten hatten in seinen Augen nur dann Bestand, wenn ihnen eine anerkennungswürdige geistige Leistung zugrunde lag. Kritik aus sozialen Rücksichten zurückzuhalten, war seine Sache nicht. Und noch in seinen späten *Aphorismen zur Lebensweisheit* bezeichnet er Höflichkeit, auch wenn er ihren gesellschaftlichen Wert anerkennt, als eine »falsche Münze«.<sup>7</sup>

Goethes etwas zwiespältige Erfahrung mit dem provozierend selbstbewusst auftretenden jungen Schopenhauer mag sich in manchem sehr wohl in der Karikatur des Baccalaureus spiegeln. Doch es bleibt eine Karikatur und hat mit dem Profil des jungen Philosophen, seiner Haltung zu Goethe und der Beziehung, die sich zwischen beiden entwickelte, nur begrenzte Ähnlichkeiten. Schopenhauers Sozialverhalten mag Anstoß erregt und Goethe zuweilen irritiert haben: Doch er blieb ein Leben lang ein Verehrer des großen Klassikers. Er empfand die Möglichkeit, von Goethe persönlich empfangen zu werden und mit ihm in Kontakt treten zu können, als Glück und außerordentlich große Ehre. Die Wertschätzung Goethes, der für ihn der »Einzige«<sup>8</sup> blieb, hat er nie aufgegeben. Und weit davon entfernt, die Autorität des fast 40 Jahre Älteren, der der Generation seines Vaters angehörte, anfechten zu wollen, betrachtete er ihn immer als die »hohe Zierde unseres Jahrhunderts und der deutschen Nation [...], dessen Namen alle Zeiten im Munde

<sup>5</sup> Goethe an Schopenhauer, 16. 11. 1815, BmG, S. 26.

<sup>6</sup> Goethe: *Faust*, S. 208, V. 6771.

<sup>7</sup> P II, S. 493.

<sup>8</sup> Schopenhauer an Goethe, 11. 11. 1816, BmG, S. 22.

führen werden«.<sup>9</sup> Schopenhauer und Goethe, der Baccalaureus und der Einzige: Es war eine durchaus komplexe Beziehung, in der sich gegenseitige Achtung und Wertschätzung mit Enttäuschung und Kritik mischten, ohne dass es jemals zum Bruch gekommen wäre.

## 2. Die Schopenhauers und Goethes in Weimar ab 1806

Dass Schopenhauer schon sehr früh in seinem Leben Goethe begegnen konnte, hing mit dem Umstand zusammen, dass sich beide Familien in Weimar auf engstem Raum zusammenfanden. Im April 1805 hatte sich der Vater Arthur Schopenhauers, Heinrich Floris Schopenhauer, aus dem Speicher seines Hamburger Wohnhauses gestürzt. Krankheit und Depression hatten den 58-jährigen erfolgreichen Kaufmann, der eine Frau, zwei Kinder und ein beträchtliches Vermögen hinterließ, in den Tod getrieben. Die Lebensumstände der Familie änderten sich nun radikal. Das Handelshaus wurde aus dem Register gelöscht, das Wohnhaus verkauft und das Vermögen zu je einem Drittel auf die Frau, Johanna Schopenhauer, und die beiden Kinder, Arthur und Adele Schopenhauer, aufgeteilt. Arthur Schopenhauer, damals 17 Jahre alt, hatte seinem Vater versprochen, eine kaufmännische Lehre abzuschließen und blieb zu diesem Zweck zunächst in Hamburg. Die Philosophie spielte zu diesem Zeitpunkt noch keine Rolle in seinem Leben, wohl aber der Wunsch, einmal aus dem Kaufmannsjoch befreit zu werden und ein akademisches Studium aufnehmen zu können. Die Mutter, Johanna Schopenhauer, 1766 geboren und knapp 20 Jahre jünger als ihr Mann, zog es dagegen aus Hamburg fort. Sie war eine kulturell hochgebildete Frau, die mehrere Sprachen beherrschte und dem geselligen Leben zugewandt war. Mit 38 Jahren ergriff sie die Chance zu einem Neuanfang in ihrem Leben. Ihr Ziel war eine gesellschaftlich und kulturell anregende Existenz, in der sie sich in Kreisen bewegen konnte, in denen nicht nur von Bilanzen und Geschäftsbeziehungen die Rede war und in denen auch ihre kreativen Leistungen als Frau gewürdigt wurden.

<sup>9</sup> Ebd., S. 57.

Ihr Blick fiel auf Weimar. Zwar weniger urban als Hamburg oder Danzig, ein eher beschauliches Landstädtchen, in dessen Straßen Misthaufen lagen und Schafherden durchzogen, war es doch der Wohnort Goethes und das Zentrum der damaligen Elite des deutschen Geisteslebens. Im Mai 1806 unternimmt Johanna in Begleitung von Felix Ratzky, der Liaison ihrer jüngeren Schwester Charlotte, eine Erkundungsreise Richtung Thüringen. In Weimar angekommen, knüpft sie erste Kontakte, so zu ihrem Danziger Landsmann und Autor Johannes Daniel Falk, der in persönlicher Verbindung zu Goethe steht. Auch mit Carl Ludwig Fernow, dem Kunstgelehrten und Italienkenner, wird sie bekannt. Er sollte zu einem der engsten Freunde der Familie werden. Johanna entschließt sich, eine Vierzimmerwohnung nahe dem Theater zu mieten. Sie kehrt Ende Mai nach Hamburg zurück und bereitet dort den Umzug vor.

Am 28. September 1806 zieht Johanna Schopenhauer mit ihrer neunjährigen Tochter Adele in ihr neues Weimarer Domizil. Sie werden bis 1829 in Weimar wohnen. Für Johanna Schopenhauer wird es die fruchtbarste und erfolgreichste Periode in ihrem Leben werden. Doch auf kurze Sicht steht ihr eine äußerst schwierige Zeit bevor. Die napoleonischen Kriege haben Weimar wieder erreicht. Die Franzosen stehen vor der Stadt. Etwas mehr als zwei Wochen nach Johannas Umzug nach Weimar findet in nächster Nähe die Schlacht von Jena und Auerstädt statt, in der Preußen und mit ihm seine sächsisch-weimarerischen Verbündeten vernichtend geschlagen werden.

Für alle Bewohner Weimars bedeutete dies eine unmittelbare Gefahr für Leben und Eigentum. Seit September war preußisches Militär in Weimar einquartiert. Goethe hatte zunächst die politischen Wolken, die am Himmel aufzogen, ignoriert. Noch unter dem Eindruck des Todes Schillers stehend, zog er sich in die Arbeit zurück und widmete sich der Vollendung seiner Farbenlehre. Erst als nach der verlorenen Schlacht marodierende französische Soldaten durch Weimar ziehen, kann er sich den Ereignissen nicht mehr entziehen. Sie treffen ihn hart und unvorbereitet. Infanteristen mit gezücktem Bajonett dringen in sein Schlafzimmer ein.<sup>10</sup> Goethe muss um Leben und Eigentum fürchten. Mit Glück, Geschick und dank Christianes beherztem Eingreifen gelingt es schließlich, die

<sup>10</sup> Vgl. Rüdiger Safranski: *Goethe*, S. 475.

Soldaten wieder aus dem Haus zu drängen. Goethe war mit dem Schrecken davongekommen.

Doch andere Häuser in Weimar brennen oder werden geplündert. Auch das Haus der Johanna Schopenhauer wird bedroht. Mit Klugheit und Tatkraft kann aber auch sie ihr Domizil retten. Zu Hilfe kommen ihr dabei ihre französischen Sprachkenntnisse, ihre gesellschaftliche Gewandtheit und ihr Mut, sich mit dem französischen Stadtkommandanten ins Benehmen zu setzen. Die Tatsache, dass sie darüber hinaus noch unermüdlich Hilfe für die notleidende Stadtbevölkerung organisiert, verschafft ihr schließlich die Anerkennung der Weimarer Eliten und das Eintrittsbillet in die höhere Weimarer Gesellschaft. Sie war schnell in Weimar angekommen und begann nun, eine eigene gesellschaftliche Rolle zu spielen.

Unter allen sozialen Verbindungen, die nun entstanden oder sich vertieften, war die zu Goethe nicht nur die prominenteste, sondern auch die wichtigste. Auch für Goethe war einiges neu und anders geworden. Als Folge der für ihn traumatischen Kriegsereignisse hatte er beschlossen, seine privaten Verhältnisse dauerhaft zu ordnen. Er beschloss, Christiane Vulpius, die Mutter seines Sohnes August, zu ehelichen und sein Haus am Frauenplan mit allen damit verbundenen Rechten zu erwerben. Seine Eheschließung erfolgte ohne Zustimmung des Weimarer Hofes, der sich auch weiterhin weigerte, Christiane zu empfangen. Hier sah Johanna Schopenhauer, eine republikanisch gesinnte und aufgeklärte Patrizierochter ohne Ständedünkel, ihre Chance. Kurz vor der Schlacht von Jena und Auerstädt, am 12. Oktober 1806, hatte Goethe ihr zum ersten Mal seine Aufwartung gemacht. Unmittelbar nach seiner Heirat stellte er ihr seine Frau vor. »[I]ch dencke«, so schrieb sie an ihren Sohn, »wenn Göthe ihr seinen Namen giebt können wir ihr wohl eine Tasse Thee geben.«<sup>11</sup> Goethe blieb zwei Stunden und war über den Empfang, den Johanna Schopenhauer Christiane bereitete, hoch erfreut. Es war eine kluge Aktion, die ihr das Wohlwollen Goethes für lange Zeit sicherte.

Johanna Schopenhauer verstand es sehr schnell, sich einen etablierten Platz im Weimarer Kulturleben zu sichern. Sie nahm nun den polnischen Hofrattitel ihres verstorbenen Mannes an und begann

<sup>11</sup> Johanna Schopenhauer an Arthur Schopenhauer, 24. 10. 1806, FB, S. 108.

ab November 1806, in ihrer Wohnung regelmäßig ‚Teeabende‘ für die Weimarer Gesellschaft zu geben. Jeden Donnerstag- und Sonntagabend wurde Konversation gemacht, vorgelesen oder Theater gespielt. Es gab Butterbrot und Tee. Es wird Johanna gelingen, einen der bedeutendsten Salons im Deutschland des frühen 19. Jahrhunderts zu führen, in dem nicht nur alles verkehrt, was im Weimarer Geistesleben Rang und Namen hat, sondern der auch prominente Besucher von außerhalb anzieht. Fernow, Wieland, Fürst Pückler, Zacharias Werner, Zelter – sie alle kommen. Doch der Mittelpunkt ihres Salons wird Goethe. Als regelmäßiger und höchst geschätzter Gast genießt er hier alle Freiheiten. Er liest oder spielt vor, treibt Konversation oder zieht sich auch zuweilen ins Nebenzimmer zurück, um sich künstlerisch zu betätigen. Schon Silvester 1806 ist Goethe als Mittelpunkt eines ausgewählten Zirkels bei Johanna zu Gast: »Göthe war auf sein Bestes«, schreibt sie ihrem Sohn, »und alle versichern mir seit vielen Jahren keinen ähnlichen Abend erlebt zu haben, auch war das alte Jahr schon seit zwey Stunden vorüber wie wir uns trennten.«<sup>12</sup> Nicht zuletzt die Ereignisse um die französische Besetzung Weimars hatten die Familien Schopenhauer und Goethe zusammengeführt. Die Beziehung war bereits nach kurzer Zeit eng, vertraut und sollte über viele Jahre halten.

Eine nicht unwesentliche Rolle in dieser langjährigen Beziehung sollte die kleine Adele spielen, die sich mit Ottilie von Pogwisch, der späteren Schwiegertochter Goethes, anfreundete. Die Lebensschicksale der beiden Mädchen glichen sich. Beide waren in Danzig geboren, fast gleichaltrig und mit ihren Müttern 1806 nach Weimar gekommen. Beide hatten früh den Vater verloren: die eine durch Tod, die andere durch die frühe Trennung der Eltern. Beide verkehrten beinahe täglich im Hause Goethe und nahmen diesen quasi als Ersatzvater an.

Goethe durchlebte in diesen Jahren keine ganz einfache Zeit. Er stand zwar auf der Höhe seines Ruhms, sah sich aber als Zeuge einer Zeitenwende. Das alte Reich und mit ihm die alte gesellschaftliche Ordnung zerfiel unter dem Druck der napoleonischen Herrschaft. Für ihn selbst begann das Alter und eine Zeit der Abschiede. Schiller starb 1805, die Herzoginmutter Anna Amalia 1807 und die eigene

<sup>12</sup> Johanna Schopenhauer an Arthur Schopenhauer, 5. 1. 1807, ebd., S. 136.

Mutter 1808. Nach der Regelung seiner privaten Verhältnisse wollte er nun auch keine Zeit mehr verlieren, seine wichtigen literarischen Projekte zu vollenden. Er gab bisher unveröffentlichte Manuskripte in den Druck und begab sich endlich daran, den ersten Teil des *Faust* fertigzustellen, der 1808 erschien. Parallel zur Farbenlehre arbeitet er an dem aus *Wilhelm Meisters Wanderjahre* ausgegliederten Projekt der *Wahlverwandtschaften*. Der Roman erscheint 1809, die Farbenlehre geht ein Jahr später in den Druck.

1807 eröffnete Johanna Schopenhauer, nachdem sie sich mit Fernow beraten hatte, ihrem Sohn Arthur die Möglichkeit, Hamburg zu verlassen, die Kaufmannslehre abzubrechen und sich einem akademischen Studium zu widmen. Dazu musste zunächst das Abitur nachgeholt werden. Johanna wählt für ihren Sohn das Gymnasium in Gotha. Arthur Schopenhauer verlässt im Mai 1807 Hamburg. Er holt den fehlenden Bildungsstoff schnell nach, doch er gerät immer wieder in Konflikte mit Autoritäten. Bereits nach fünf Monaten muss er die Schule wieder verlassen. Er hat ein Spottgedicht auf einen Lehrer verfasst, das in die Öffentlichkeit gelangt war. Auf Vermittlung der Mutter erhält er nun in Weimar Privatunterricht. Johanna mietet für Arthur eine eigene Wohnung in Weimar, da sie in ihrem Haus soziale Unstimmigkeiten mit ihrem Sohn befürchtet, dessen schroffe und rechthaberische Verhaltensweisen ihr wohl vertraut sind. Auch wusste sie, dass der Sohn ihr vorwarf, seinen Vater vor dessen Tod vernachlässigt zu haben und mit seinem Erbe fahrlässig umzugehen. Sie teilt ihm ihre Bedenken ganz offen mit: »Ich habe Dir immer gesagt es wäre sehr schwer mit Dir zu leben, und je näher ich Dich betrachte je mehr scheint diese Schwierigkeit für mich wenigstens zuzunehmen.«<sup>13</sup> Arthurs Anwesenheit in ihrem Haus ist auf die Mittagszeit und die Gesellschaftsabende beschränkt.

An diesen Abenden im Hause seiner Mutter trifft der junge, knapp 20-jährige Arthur Schopenhauer zum ersten Mal auf Goethe, für den er die höchste Verehrung hegt. Doch ein persönlicher Kontakt kommt in den zwei Jahren, die er zunächst in Weimar verbringt, nicht zustande. Der junge Mann steht auf den Gesellschaf-

<sup>13</sup> Johanna Schopenhauer an Arthur Schopenhauer, 13.12.1807, ebd., S. 198 f.

ten seiner Mutter meist mürrisch und schweigend in der Ecke oder zieht sich auf sein Zimmer zurück. Er ist nicht gesellig. Die Kunst, sich gefällig zu machen, Konversation zu pflegen und auf Menschen zuzugehen, beherrscht er nicht. Wenn er gehofft hatte, dass Goethe auf ihn zugehen würde, sah er sich getäuscht. Dieser mag den etwas knorrigem Charakter des jungen Mannes gespürt haben. Er spricht ihn jedenfalls nicht an. Man sieht sich zuweilen, doch ein Kontakt entsteht nicht.

Als Goethe im September 1808 von Napoleon zum Fürstentag nach Erfurt eingeladen wird, reist er nicht in Gesellschaft des jungen Arthur Schopenhauer, der sich ebenfalls dorthin begibt. Arthur reist gemeinsam mit Johannes Daniel Falk. Goethe und Schopenhauer erleben das Ereignis auf völlig unterschiedliche Weise, was sich in ihrem Urteil über Napoleon widerspiegelt. Während Goethe, der das Kreuz der Ehrenlegion erhalten wird, geschmeichelt ist und von Napoleon als »mein Kaiser« spricht, empfindet Schopenhauer das Auftreten der deutschen Fürsten als unterwürfig und entwürdigend und nennt Napoleon einen »Völkerunterdrücker«. Auch als Arthur im Sommer 1809 Goethe zusammen mit seiner Mutter in Jena besucht, scheint der Kontakt nicht über Formalitäten hinausgegangen zu sein. Goethe hält den Besuch im Tagebuch fest, erwähnt den jungen Schopenhauer aber nicht.

Im Sommer 1809 legt Arthur Schopenhauer sein Abitur als Ex-terner ab. Johanna wünscht, dass ihr Sohn ein Studium aufnimmt, das ihm den Lebensunterhalt sichern kann. Sie bittet Goethe um ein Empfehlungsschreiben für ihren Sohn, der sich an der Universität Göttingen immatrikulieren will. Goethe erklärt sich bereit, eine lauwarme Empfehlung an den Göttinger Professor Georg Sartorius zu schreiben, in der er darum bittet, den jungen Mann »gütig auf[zuh]nehmen«,<sup>14</sup> um dann aber etwas reserviert hinzuzufügen: »Uebrigens muß ich ihm selbst überlassen, inwiefern er Ihr Wohlwollen verdienen [...] kann.«<sup>15</sup> In die engen Familienbeziehungen zwischen den Schopenhauers und Goethe wird Arthur Schopenhauer aber noch nicht einbezogen.

<sup>14</sup> Goethe an G. Sartorius, 3. 10. 1809, WA IV/51, S. 262.

<sup>15</sup> Ebd.

In Göttingen studiert Arthur Schopenhauer mit Beginn des Wintersemesters 1809/1810 zunächst vier Semester lang Medizin und Naturwissenschaften. Aber er entdeckt dort auch, maßgeblich inspiriert durch Gottlob Ernst Schulze, die Philosophie, die er von 1811 an auch offiziell zu seinem Hauptfach erwählt. Um Fichte zu hören, wechselt er im gleichen Jahr auf die junge Berliner Universität. Als im Frühjahr 1813 die politischen Wirren um den Rückzug Napoleons und die Mobilmachung in Preußen einen ordnungsgemäßen Lehrbetrieb an der Berliner Universität im Sommersemester 1813 unmöglich machen, zieht er sich ins thüringische Rudolstadt zurück. Dort, im Gasthaus »Zum Ritter«, verfasst er innerhalb weniger Monate seine Doktorarbeit *Ueber die vierfache Wurzel des Satzes vom zureichenden Grunde*. Im Oktober 1813 wird er von der Universität Jena *in absentia* mit *magna cum laude* promoviert. Seine Dissertation lässt er in der Rudolstädter »Hof-Buch und Kunsthandlung« drucken. Ein Exemplar schickt er sofort an Goethe in Weimar.

Er hat sein Gesellenstück abgeliefert und seine philosophische Grundrichtung im Sinne des erkenntnistheoretischen Idealismus gefunden: Die Welt ist Vorstellung, dem Satz vom Grunde unterworfen. Was sie in Wahrheit, jenseits der Welt der Vorstellung ist, wird ihn als Projekt die nächsten Jahre beschäftigen. Er ist nun 25 Jahre alt und voller Selbstbewusstsein. Ein Schüler ist er nicht mehr und will auch keiner mehr sein. Er lebt jetzt schon im Bewusstsein, ein bedeutender Philosoph zu werden. Mit diesem Bewusstsein kehrt er am 5. November 1813 ins Haus seiner Mutter nach Weimar zurück. Rudolstadt war kein Zufluchtsort mehr: Die kriegerischen Auseinandersetzungen hatten sich zunehmend auch dort bemerkbar gemacht. Der Auftritt des Baccalaureus steht bevor.

### 3. Die persönlichen Begegnungen Schopenhauers mit Goethe 1813–1814

Arthur Schopenhauer kehrt in den ersten Novembertagen 1813 nach Weimar zurück und wird dort ein halbes Jahr, bis Mai 1814 bleiben. Diesmal hat ihn die Mutter ausdrücklich eingeladen, in ihrem Haus zu wohnen – eine Entscheidung, die sich rächen sollte. Es werden Monate unangenehmer familiärer Zerwürfnisse, die

Schopenhauer im Rückblick aber dennoch zu den kostbarsten seines Lebens rechnen wird. Der Grund dafür sind die persönlichen Begegnungen mit Goethe, die nun endlich zustande kommen.

Als er einige Jahre später dem Habilitationsgesuch an die Berliner Universität einen Lebenslauf anfügt, versäumt er es nicht, auf diese für ihn, im Winter 1813/14 beginnende, hoch bedeutende Zeit hinzuweisen:

Mit hereinbrechendem Winter, der mir in meinem ländlich abgelegenen Zufluchtsort, welcher zudem damals Militär hatte, gar zu traurig erschien, wandte ich mich wieder nach Weimar, wo ich den ganzen Winter zubrachte. Damals aber, zum Troste in solchen Leiden, ward mir zu Teil, was ich zu den erfreulichsten und glücklichsten Ereignissen meines Lebens zähle: denn jene in Wahrheit hohe Zierde unseres Jahrhunderts und der deutschen Nation, der große Goethe, dessen Namen alle Zeiten im Munde führen werden, würdigte mich seiner Freundschaft und seines vertrauten Umgangs. Bis dahin nämlich war ich ihm bloß von Ansehen bekannt und pflegte er mich nicht anzureden; nachdem er aber in meiner Abhandlung geblättert hatte, kam er aus eigenem Antriebe mir entgegen und fragte ob ich seine Farbenlehre studieren wolle [...]. Aus diesem vertrauten Umgange habe ich überaus großen, unglaublichen Nutzen gezogen.<sup>16</sup>

In der Tat hatte Goethe sich bereits Anfang November 1813 mit Schopenhauers Dissertation beschäftigt. Die wichtige Rolle, die dieser der Anschauung, vor allem im Zusammenhang mit den ›Seinsgründen‹ zumisst, hatte Goethe, für den Anschaulichkeit die Basis seiner Welterfahrung war, aufmerksam gemacht. In den Augen Goethes war der junge, vorher wenig beachtete Schopenhauer nun ein interessanter philosophischer Kopf, den man für die eigene Sache gewinnen konnte.

Die Sache, die ihm am Herzen lag, war die Farbenlehre. Der nun 64-jährige Goethe, der in jenen Jahren an seiner Autobiographie *Dichtung und Wahrheit* arbeitete, sah sich in einer Zeit, in der die nationalen und antinapoleonischen Gefühle hochschlugen und ihm seine napoleonfreundliche Haltung zum Vorwurf gemacht wurde, veranlasst, sein Leben und Werk vor sich und der Welt zu bilanzieren. Als Dichter eine nationale Institution, war er in seinem

<sup>16</sup> BmG, S. 57 f. Die lateinische Urfassung ist abgedruckt in GBr, S. 53 f.

Selbstverständnis ein mindestens genauso bedeutender Naturforscher, der die mechanistische Naturerklärung Newtons widerlegt habe. Auf diesem Gebiet hatte ihm aber die Welt die verdienten Lorbeeren versagt. Seine Farbenlehre war weitgehend unbeachtet geblieben oder als eine Art poetisierender Pseudowissenschaft aufgenommen worden. Goethe fühlte sich in höchstem Maße missverstanden: »Auf alles was ich als Poet geleistet habe«, äußerte er sich gegenüber Eckermann, »bilde ich mir gar nichts ein [...]. Daß ich aber in meinem Jahrhundert in der schwierigen Wissenschaft der Farbenlehre der Einzige bin, der das Rechte weiß, darauf tue ich mir etwas zugute, und ich habe daher ein Bewußtsein der Superiorität über Viele«. <sup>17</sup>

Dass Goethe seine kühle und souveräne Distanz gegenüber Schopenhauer aufgab, weil er in der für ihn so wichtigen Sache der Farbenlehre Unterstützung brauchte, öffnete dem frisch promovierten Philosophen die Tür zu einer persönlichen Beziehung. So geschah nun das, was Schopenhauer immer erhofft hatte: Bereits kurz nach seiner Rückkehr nach Weimar im November kam Goethe bei einem der Gesellschaftsabende in Johannas Salon auf ihn zu und lobte ausdrücklich seine Dissertation. Noch im gleichen Monat lässt er den jungen Mann zu einer ersten Diskussion über die Farbenlehre in sein Haus bitten. Zahlreiche intensive Begegnungen sollten nun den Winter hindurch folgen.

Schopenhauer war euphorisch. In einem Brief an den Altphilologen Friedrich August Wolf vom 24. November 1813, in dem er sich für seine plötzliche Abreise aus Berlin im Jahr zuvor entschuldigt, versäumt er nicht hinzuzufügen: »Ihr Freund, unser großer Göthe, befindet sich wohl, ist heiter, gesellig, günstig, freundlich: gepriesen sey sein Name in alle Ewigkeit!« <sup>18</sup> Unser »großer Göthe«: Schopenhauer fühlte sich in den Kreis der Goethianer aufgenommen.

Beide Seiten, so schien es, konnten von der Begegnung profitieren. Goethe hatte einen Proselyten gewonnen und Schopenhauer fühlte sich nicht nur in den Kreis derjenigen aufgenommen, die mit Goethe persönlich verkehrten, sondern sah sich auch in einer für Goethe wichtigen Sachfrage als Gesprächspartner geachtet. Seinem

<sup>17</sup> Johann Peter Eckermann: *Gespräche mit Goethe*, 19. 2. 1829, S. 320.

<sup>18</sup> Schopenhauer an F. A. Wolf, 24. 11. 1813, GBr, S. 7.

Ego schmeichelte dies umso mehr, als seine Mutter der Titel der Dissertation *Ueber die vierfache Wurzel des Satzes vom zureichenden Grunde* nur die abschätzigste Bemerkung entlockte, dies sei wohl eher etwas für Apotheker. Auch in ihrer philosophischen Grundhaltung schienen sich Schopenhauer und Goethe nicht fern zu stehen: Beide hatten gerade eine intensive Spinoza-Lektüre hinter sich<sup>19</sup> und schienen sich philosophisch auf gemeinsamem Boden zu bewegen.

Doch schon von Anfang an war die Beziehung zwischen Goethe und Schopenhauer von einem Missverständnis geprägt. Sie betraf die Rolle und Autorität Schopenhauers in den Begegnungen und Diskussionen. Selbstredend sah sich Goethe gegenüber einem 39 Jahre Jüngeren nicht auf Augenhöhe, sondern in der Rolle des Meisters, der sich einen Lehrling heranziehen wollte. Dem trug Schopenhauer nur bedingt Rechnung. Seine Verehrung und Achtung für Goethe als Dichter und öffentliche Figur stand nie in Zweifel. So wahrt er in der sozialen Kommunikation den Abstand, den Alter, Stand und Funktion erfordern: »Ihre Excellenz, nehme ich mir die Freiheit zu fragen, ob ich wohl diesen Abend aufwarten dürfte«<sup>20</sup> – so beginnt eines der ehrerbietig formulierten Billets, mit denen Schopenhauer im Winter 1813/14 eine Verabredung mit Goethe einleitete. Goethe, dem klar war, dass dem Kontakt mit Schopenhauer jede ›gesellige‹ Note fehlen und es sich mehr um eine ›Arbeitsbeziehung‹ handeln würde, hatte sich mündlich auserbeten, die Treffen nur auf seine ausdrückliche Einladung hin folgen zu lassen. Schopenhauer akzeptierte die sozialen Konventionen und seine Rolle als ›Eingeladener‹.

Doch in theoretischen Sachfragen gab es für Schopenhauer keine Subordination. Im Gegenteil: Goethes Einladung, mit ihm über die Farbenlehre zu diskutieren, wurde von ihm als Ritterschlag empfunden, der ihn berechtigte, mit dem großen Goethe von gleich zu gleich zu diskutieren. Wenn es um Theorie ging, sah sich Schopenhauer in seinem Element und durchaus auf Augenhöhe mit Goethe. Es war das überbordende Selbstbewusstsein des Baccalaureus, den keine Amtsautorität mehr beeindruckt. Hier gab es von Anfang an Konfliktpotential.

<sup>19</sup> Vgl. Arthur Hübscher: *Denker gegen den Strom*, S. 67.

<sup>20</sup> Schopenhauer an Goethe, [13. 1. 1814], BmG, S. 9.

Goethe ließ Schopenhauer Apparaturen und Instrumente zur Herstellung von Farberscheinungen schicken, doch die Treffen zwischen beiden fanden überwiegend in Goethes Haus am Frauenplan statt, wo Goethe seine Experimente vorführen und erläutern konnte. In den ersten Monaten kam es fast wöchentlich zu einer Zusammenkunft, in der über die Farbenlehre hinaus auch grundsätzliche philosophische Fragen angesprochen wurden. Goethe wollte dem jungen Mann das Rüstzeug mitgeben, mit dem dieser sachverständig für ihn in den öffentlichen Meinungskampf einsteigen sollte. Dem jungen Baccalaureus dagegen schien es, dass Goethes Farbenlehre zunächst noch einer philosophischen Grundreinigung unterzogen werden müsse. Schopenhauer, der auf dem Weg war, sein eigenes philosophisches System zu begründen, fühlte sich durch Goethes Farbenlehre kreativ herausgefordert. Diese schien ihm eine systematisierte Ansammlung von Beobachtungen und klugen Bemerkungen, die aber noch einer theoretischen Fundierung bedurften. Auch ging man von unterschiedlichen erkenntnistheoretischen Positionen aus. Schopenhauer konnte sich nicht mit dem Goethe'schen Realismus anfreunden, der von ›Taten des Lichts‹ sprach und die Farben aus einer objektiven Mischung von Licht und Dunkel entstehen ließ. Licht und Farben gehörten für Schopenhauer vielmehr in die den Erkenntnisvoraussetzungen des Subjekts eingepasste Welt der Vorstellungen. Es scheint sicher, dass Schopenhauer Goethe diesbezügliche Korrekturvorschläge machte und dieser miterleben musste, wie der Schüler zum Lehrer wurde. Dass Goethes zu Beginn des Jahres 1814 den später unter »Epi-grammatisches« veröffentlichten Satz »Trüge gern noch länger des Lehrers Bürden, wenn Schüler nur nicht gleich Lehrer würden«<sup>21</sup> notierte, zeigt sein Rollenverständnis, aber auch die Wirkung einer schleichenden Irritation auf seiner Seite, die sich noch verstärken sollte.

Der Eindruck, den beide aus den monatelangen Treffen mitnahmen, war deshalb auch ganz unterschiedlich. Goethe spürte, dass der hoffnungsvolle Proselyt begonnen hatte, in eine ganz andere Richtung zu gehen und sich unüberbrückbare Differenzen aufgetan hatten. Schopenhauer dagegen war höchst dankbar für die ge-

<sup>21</sup> Goethe: *Gedichte*, S. 467.

meinsam mit Goethe verbrachte Zeit und sah sich weiterhin auf der Goethe'schen Frontseite gegen Newton. Er war der Überzeugung, dass die von ihm vorgeschlagene erkenntnistheoretische Fundierung der Farbenlehre, die das Licht als ›Taten des Auges‹ begriff, die Goethe'sche Position gegen Newton stärken und ihr mehr Gewicht verleihen würde.

Für Schopenhauer gehörten deshalb die Begegnungen mit Goethe zu den Höhepunkten seines Lebens. Er wollte aber und konnte offenbar nicht begreifen, dass Goethe sich auf die philosophischen Einwände eines 38 Jahre Jüngeren nicht einlassen wollte, zumal nicht in einer Angelegenheit, in die er so viel Arbeit und Herzblut gesteckt hatte und von der er absolut überzeugt war. Schopenhauer hatte sich als gleichwertiger Gesprächspartner gesehen, was er, in Bezug auf die Farbenlehre, in den Augen Goethes nie war. Deshalb irritierte ihn auch die Kühle, die sich nun wieder in Goethes Verhalten ihm gegenüber zeigte. In einem Brief an Karl August Böttiger vom 24. April 1814, am Ende der Weimarer Zeit, wird zwischen den Zeilen die Enttäuschung spürbar, dass der ›große Goethe‹ dabei war, ihm seine Gunst wieder zu entziehen:

Aus gar vielerlei Gründen ist Weimar nicht der rechte Ort für mich, am wenigsten im Sommer. Zwar hätte ich diesen Winter nirgends in der Welt lieber seyn mögen als hier, da der große Göthe mich seines näheren, mir unendlich lehrreichen Umgangs würdigte: aber theils bereist er im Sommer die Bäder, theils steht schon der große Abstand des Alters mir zu einer dauerhaften Verbindung mit ihm entgegen, theils endlich darf man wegen des Unbestandes mit welchem er bald diesen bald jenen auf eine Weile zu sich hinaufziehet, nicht auf ihn in seinen Plänen Rechnung machen. Mein beß'res und eigentliches Leben ist mein philosophisches Studium, dem ist alles übrige tief untergeordnet [...].<sup>22</sup>

Es klang nach dem Ende der nicht ganz geglückten Begegnung zwischen dem Baccalaureus und seinem Meister. Es gab aber in der Tat mehrere Gründe, Weimar zu verlassen. Im Mai 1814 hatte sich Schopenhauer endgültig mit seiner Mutter überworfen. Mit deren Hausfreund, Müller von Gerstenbergk, hatte er über Monate einen zermürenden häuslichen Kleinkrieg gepflegt. Der Mutter selbst

<sup>22</sup> Schopenhauer an K. A. Böttiger, 24. 4. 1814, GBr, S. 10.

warf er in einer heftigen Szene Verrat am Vater und Verschwendung seines Vermögens vor. Zuletzt verkehrten beide nur noch schriftlich miteinander. Schließlich zog Johanna einen Schlusstrich: »Die Thüre die Du gestern nach dem Du Dich gegen Deine Mutter höchst ungeziemend betragen hattest so laut zuwarfst fiel auf immer zwischen mir und Dir«,<sup>23</sup> schrieb sie ihm am 17. Mai. Im Mai verlässt Schopenhauer Weimar. Das Zerwürfnis mit der Mutter wurde nie bereinigt. Mit Goethe und dessen Farbenlehre jedoch hatte er nicht abgeschlossen.

Schopenhauer war in Weimar als ein höchst selbstbewusster Jungakademiker aufgetreten, der seine Umwelt nicht mit Kritik verschonte; er hatte aber auch auf Anerkennung seiner Person und seiner Leistungen gehofft. Als er aus Weimar schied, war er mit der Welt nicht im Reinen. »Willst Du Dich Deines Wertes freuen, / So mußst der Welt Du Wert verleihen«<sup>24</sup> gab Goethe ihm mit auf den Weg.

#### 4. Briefverkehr und letzter Besuch: 1814 bis 1819

Schopenhauer zog nach Dresden, wo er die philosophisch produktivste Zeit seines Lebens verbrachte. Hier entstand sein Hauptwerk *Die Welt als Wille und Vorstellung*. Doch zuvor brachte er seine eigene Farbentheorie zu Papier, die von Goethe inspiriert war, aber doch in entscheidenden Punkten von ihr abwich. Innerhalb von wenigen Wochen entstand im Verlauf des Jahres 1815 die Schrift *Ueber das Sehn und die Farben*. Mit ihr glaubte Schopenhauer, der Goethe'schen Farbenlehre ein philosophisches Fundament gegeben und ihre Schwachstellen ausgeräumt zu haben. Zwar würdigte er Goethes »systematische« Darstellung, doch nimmt er für sich in Anspruch, diese in den Rang einer Theorie gehoben zu haben, die es verdient, als Gegentheorie zu Newton angesehen zu werden. So enthalten die positiven Bemerkungen über Goethes Farbenlehre die bitteren Tropfen einer Herabstufung derselben unter das Theorieniveau. Dies musste in Goethes Ohren wie ein vergiftetes Lob klingen:

<sup>23</sup> Johanna Schopenhauer an Arthur Schopenhauer, [17. 4. 1814], FB, S. 220.

<sup>24</sup> Später aufgenommen in »Sprichwörtlich« (Goethe: *Gedichte*, S. 430).

Wenn wir [...] die Neutonische Irrlehre, von Goethe, theils durch den polemischen Theil seiner Schrift, theils durch die richtige Darstellung der Farbenphänomene jeder Art, welche Neuton's Lehre verfälscht hatte, auch völlig widerlegt sehn; so wird doch dieser Sieg erst vollständig, wenn eine neue Theorie an die Stelle der alten tritt [...]. Es sei ferne von mir, Goethes sehr durchdachtes und in jeder Hinsicht überaus verdienstliches Werk für ein bloßes Aggregat von Erfahrungen ausgeben zu wollen. Vielmehr ist es wirklich eine systematische Darstellung der Thatsachen: es bleibt jedoch bei diesen stehn.<sup>25</sup>

Schopenhauer sah sich in der Rolle desjenigen, der der Goethe'schen Sache den entscheidenden Sieg verschaffte, indem er Newtons Ansatz theoretisch zum Einsturz gebracht habe. Deshalb glaubte er in aller Ernsthaftigkeit, er könne Goethe als Herausgeber für die Schrift gewinnen. Im Juli 1815 schickt er diesem mit einer entsprechenden Anfrage das Manuskript nebst Begleitbrief. Goethe empfängt das Manuskript in Wiesbaden, einer Station seiner Tour den Rhein abwärts. Er antwortet zunächst nicht.

In den kommenden Monaten entwickelt sich nun ein Briefwechsel, der die ganze Komplexität der inzwischen entstandenen Situation widerspiegelt: Schopenhauer wirbt beharrlich, aber mit zunehmender Frustration, um die Anerkennung seiner philosophischen Leistung durch Goethe, während dieser seine eigene Abwendung von Schopenhauer hinter einer souveränen, nie unfreundlichen und zuweilen ironischen Distanz verbirgt, die dessen Ansinnen ins Leere laufen lässt.

Nachdem Goethe noch nicht einmal den Empfang des Manuskripts bestätigt hatte, schreibt Schopenhauer am 3. September 1815 den ersten jener Briefe, in denen sich die Verehrung für Goethe mit gekränktem Selbstwertgefühl und trotziger Selbstbehauptung mischt:

Es würde thöricht und vermessen seyn, wenn ich mir deshalb die leiseste Andeutung eines Vorwurfs gegen Ewr Excellenz erlauben wollte. Andererseits jedoch hat mir die Gesinnung, aus der ich meine Schrift Ewr Excellenz übersandte, keineswegs die Verpflichtung auferlegt, mich jeder Bedingung zu unterwerfen, unter der allein Sie diese Schrift zu lesen und zu berücksichtigen geneigt seyn möchten. Ich

<sup>25</sup> F, S. 3.

weiß von Ihnen selbst, daß Ihnen das literarische Treiben stets Nebensache, das wirkliche Leben Hauptsache gewesen ist. Bei mir aber ist es umgekehrt: was ich denke, was ich schreibe, das hat für mich Werth und ist mir wichtig: was ich persönlich erfahre und was sich mit mir zuträgt, ist mir Nebensache, ja ist mein Spott.<sup>26</sup>

Das war stark. Der Ton streifte knapp an der Unverschämtheit vorbei und Goethe hätte an dieser Stelle den Kontakt mit kühler Verbindlichkeit beenden können. Es ist der erste von mehreren Briefen, in denen Schopenhauer die Balance zwischen Stolz, Gekränktheit und nie angezweifelter Wertschätzung Goethes zu halten versucht. Er wirft sein Selbstwertgefühl und seine Selbsteinschätzung als philosophischer Autor in die Waagschale und glaubt aufgrund seiner philosophischen Leistung Anspruch darauf haben zu können, dass Goethe sich mit ihm auf eine ernsthafte Auseinandersetzung einlässt – zumal in einer Angelegenheit, die für beide, Goethe und Schopenhauer, offenbar sehr wichtig war.

Vier Tage später antwortet Goethe nun. Während in Schopenhauers Briefen die unterschwellige Frustration immer wieder zutage tritt, ist bei Goethe davon nichts zu spüren. Er ist offensichtlich nicht verstimmt. In einem gelassenen und beinahe heiteren Ton versucht er, der Sache die Schärfe zu nehmen, ohne sich auf ein Urteil einlassen zu müssen:

Ihre freundliche Sendung, mein werthester, hat mich zu guter Stunde in Wiesbaden getroffen, so daß ich lesen, überdencken und mich an Ihrer Arbeit erfreuen konnte. Hätte ich ein schreibendes Wesen neben mir gehabt; so hätten Sie viel vernommen. [...] So eben schon wieder den Fuß im Stegreife bitte ich nur sich kurze Zeit zu gedulden und mir das Werck biß ich nach Weimar komme zum Geleit zu lassen. Alsdann erfolgt es zurück mit Bemerkungen wie sie der Tag bringt und erlaubt.<sup>27</sup>

Schopenhauer hätte gewiss viel dafür gegeben, jenes ›schreibende Wesen‹ zu sein, dem es vergönnt gewesen wäre, viel zu ›vernehmen‹. Er konnte nicht wissen, dass in Goethes Leben die Auseinandersetzung mit dem jungen Doktor der Philosophie über die Farbenlehre völlig an den Rand gerückt und dessen Stimmung

<sup>26</sup> Schopenhauer an Goethe, 3.9.1815, BmG, S. 10.

<sup>27</sup> Goethe an Schopenhauer, 7.9.1815, ebd., S. 11.

davon auch kaum noch berührt wurde. Als Goethe Schopenhauers Brief im Frühsommer in Wiesbaden erhalten hatte, befand er sich, wie im Jahr zuvor, auf einer Rheinreise, deren Höhepunkt der mehrwöchige Aufenthalt bei Johann Jakob von Willemer und dessen Pflgetochter Marianne auf der Gerbermühle nahe Frankfurt war. Goethe hatte sich in die junge Marianne verliebt und wurde hierdurch zu den Suleika-Gedichten seines *West-östlichen Divans* inspiriert. Er war in Hochstimmung und hatte anderes zu tun, als sich mit der trockenen Abhandlung des Baccalaureus zu beschäftigen. Erst am Ende seiner Reise raffte er sich zu jener kurzen, eher ausweichenden Nachricht auf.

So vernahm Schopenhauer zunächst nichts und musste sich ungeduldig auf die Bemerkungen vertrösten, die Goethe angekündigt hatte: »Mit gesteigerter Erwartung«, schreibt er am 16. September 1815, »sehe ich nunmehr den Bemerkungen über meinen Versuch entgegen, welche Sie aus Weimar mir mitzuthemen gütigst verheißten.«<sup>28</sup> Gleichzeitig versäumt er es nicht, Goethe mit dem Ergebnis eines weiteren Versuchs zur Farbenlehre zu konfrontieren, aus dem hervorgeht, dass die Farbe keine Ursprungsfarbe, sondern eine Mischfarbe ist, was Goethe bestritten hatte. Dass der Takt es gerade in dieser Situation geboten hätte, den bestehenden Divergenzen nicht noch weitere hinzuzufügen, kam Schopenhauer, der sich, unabhängig von den Umständen, immer einer unbestechlichen Wahrheitssuche verschrieben hatte, nicht in den Sinn.

Als Goethe sich schließlich mit einem Schreiben vom 23. Oktober 1815 auf eine ausführlichere Antwort einlässt, liefert er ein Meisterwerk der Diplomatie. Er würdigt Schopenhauer als »selbstdenkendes Individuum«, das sich »treu und redlich«<sup>29</sup> mit dem Thema befasst habe und streift die strittigen Punkte, ohne den Hauch einer Kontroverse aufkommen zu lassen:

Abstrahire ich nun von Ihrer Persönlichkeit und suche das was Ihnen gehört mir anzueignen, so finde ich sehr vieles was ich aus meinem bestimmten Gesichtspuncte gar gern gleichmäßig ausdrücke. Komme ich aber an das, wo Sie von mir differiren, so fühle ich nur allzu sehr, daß ich jenen Gegenständen dergestalt entfremdet bin und daß es mir

<sup>28</sup> Schopenhauer an Goethe, 16. 9. 1815, ebd., S. 12.

<sup>29</sup> Goethe an Schopenhauer, 23. 10. 1815, ebd., S. 14.

schwer ja unmöglich fällt, einen Widerspruch in mich aufzunehmen, denselben zu lösen, oder mich ihm zu bequemen. Ich darf daher an diese strittigen Punkte nicht rühren [...].<sup>30</sup>

Eine Formulierung, die Schopenhauer nicht zu nahe tritt, sich aber auch nicht einlässt. Goethe will Schopenhauer zur weiteren Diskussion der Sachfragen an den Physiker Thomas Johann Seebeck delegieren, dem Mitentdecker der entoptischen Farben, mit dem er auf seiner Reise in Kontakt getreten war. Er wollte die leidige Diskussion mit Schopenhauer loswerden und war ohnehin nicht mehr in der Stimmung, nochmals näher in das Thema einzusteigen. Er wird diesbezüglich sogar ungewöhnlich explizit. Es erfordere, so Goethe, in seiner gegenwärtigen Lage »zu große Anstrengung, zu gewaltsamen Anlauf, mich wieder in die sonst so geliebte und betretene Region zu versetzen.«<sup>31</sup>

Es war dies der Wink mit dem Zaunpfahl, die Sache *ad acta* zu legen. Dazu war Schopenhauer aber unter keinen Umständen bereit. So wollte er sich nicht abspeisen lassen, nachdem er mit seiner Schrift, so seine Wahrnehmung, Goethe einen entscheidenden Dienst geleistet hatte. Mehr noch: Er sah sich nun herausgefordert, bei aller Verehrung, sein eigenes Selbstverständnis als bedeutender philosophischer Denker Goethe gegenüber herauszustellen. Der umfangreiche Brief, den er nun am 11. November 1815 an Goethe schreibt, gehört zu den bedeutendsten Briefen und Selbstzeugnissen Schopenhauers. Er enthält nichts weniger als die Rechtfertigung seiner philosophischen Existenz. Er enthält aber ebenso eine Auseinandersetzung mit den jeweiligen unterschiedlichen Positionen.

Goethe ist offenbar weder bereit, sich zu einer Herausgeberschaft der Schrift noch zu einer eindeutigen Unterstützung ihres Inhalts herzugeben. Darüber bleibt Schopenhauer höchst irritiert. Den Grund dafür sieht er in den weiterhin bestehenden Divergenzen in Einzelfragen wie der Herstellung des Weißen, der Frage, ob der polare Gegensatz physisch oder physiologisch begründet ist, und schließlich der Entstehung des Violetten. Schopenhauer geht auf all diese Fragen, die er als »kleine[n] Berichtigungen«<sup>32</sup> seinerseits ver-

<sup>30</sup> Ebd.

<sup>31</sup> Ebd., S. 15.

<sup>32</sup> Schopenhauer an Goethe, 11. 11. 1815, ebd., S. 20.

steht, noch einmal ausführlich ein, ohne etwas in der Sache zurückzunehmen. Eher deutlich weist er auf den grundsätzlichen Unterschied zwischen seiner philosophisch-theoretischen und Goethes eher klassifikatorischen Studien zum Thema hin:

Meine Theorie ist die Entfaltung eines einzigen untheilbaren Gedankens [...]: sie gleicht daher einem Gewölbe, aus welchem man keinen Stein nehmen kann, ohne daß das ganze einstürzte. Ihr Werk dagegen ist die systematische Zusammenstellung vieler [...] und mannigfaltiger Thatsachen [...].<sup>33</sup>

›Der einzige Gedanke‹, der die organische Einheit des Systems verbürgt: Den ›einen Gedanken‹ wird Schopenhauer auch bemühen, wenn er Jahre später den systematischen Zusammenhang seiner *Welt als Wille und Vorstellung* begründen sollte.<sup>34</sup> Schon jetzt hat er den Entwurf seiner Willensmetaphysik im Auge. Er trage, so bescheidet er Goethe, »weit andre Theorien als die der Farbe, beständig im Kopfe herum«. <sup>35</sup> Da blitzen Selbstwertgefühl und gekränkter Stolz wieder auf. Dabei kommt es ihm bei aller Enttäuschung und Kränkung jedoch nie in den Sinn, den Rang Goethes in Frage zu stellen. Dass Schopenhauer, der sowohl für sein cholerasches Temperament als auch für seine Grobheit in der verbalen Auseinandersetzung mit anderen bekannt war, sich soweit zurücknehmen konnte, dass er es vermochte, in dieser Situation dem Meister immer noch die ihm zustehende Reverenz zu erweisen, gehört zu seinen großen menschlichen Leistungen. Selbst den für ihn enttäuschenden, einem Urteil ausweichenden Brief Goethes kann er würdigen, »weil Alles«, so schreibt er, »was von Ihnen kommt für mich von unschätzbarem Werth, ja mir ein Heiligthum ist.«<sup>36</sup> Goethe ist, so der Baccalaureus zum Meister, »kein Einzelner, sondern der Einzige«. <sup>37</sup>

Die Beschäftigung mit theoretischen Fragen, so hatte er Goethe gegenüber schon geäußert, waren für ihn das Zentrum seines Lebens. Nichtbeachtung seiner philosophischen Leistung kam ihm

<sup>33</sup> Ebd., S. 18.

<sup>34</sup> Dieser ›einzige Gedanke‹ ist »Die Welt ist die Selbsterkenntnis des Willens« (Rudolf Malter: *Der Eine Gedanke*, S. IX).

<sup>35</sup> Schopenhauer an Goethe, 11. 11. 1815, BmG, S. 23.

<sup>36</sup> Ebd., S. 15.

<sup>37</sup> Ebd., S. 22.